

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336729](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336729)

Fritz heißt im Schmerz die Zähne aufeinander,
Im Hasse würgt es ihm, er wäre fast
Heslopert in der tiefen Dämmerung
An einem Stein, weil er die Augen wischte.

Da richtet sich der Wunde jäh empor.
Geöffnet starrt das Auge in die Weite.
Und in die Züge, die der Tod gezeichnet,
Tritt hell ein Glanz aus einer andern Welt:



Ehrenmal des 22. Reservekorps Berlin, in dessen Reihen überwiegend badischer Eratz kämpfte.

„Fritz, hörst du? — Aus den Trümmern von Birschoote
Kommt uns Eratz! — Hörst du den hellen
Sang? —“

Und plötzlich klingt es mit gebrochener Stimme,
Doch deutlich in die klare Nacht hinaus:
„Deutschland, Deutschland, über alles, — über“
Gleich einer Saite, die mit wehem Klang
Zerreiht und klrirt, so bricht die Weise ab,
Und Schweigen herrscht ringsum. —

Die Bahre steht.

Fritz drückt dem toten, heldenmüt'gen Freund
Die Augen zu. —

Am Himmel aber flammt
Ein Stern auf, als ob Gottes heil'ge Hand
Ihn angezündet habe, um der Seele
Den Weg zu weisen aus dem Jammertal
Des grausen Kampfes hin zur Ewigkeit.
Den weiten Weg vom Erdenstaub zum Licht!

Die junge Adlerbrut von Langemarck,
So wußte sie zu siegen und zu sterben! —
Im Herzen weich, verstand sie herb und stark
Die Ewigkeit als Lohn sich zu erwerben! — —

Badischer Kriegerbundesalder für 1930.

Die drei Genkdo-Russen.

Von W. Scheuermann,
Kriegsberichterstatter.

In der Champagne, im April 16.

Das Zwischenpiel, das ich gestern erlebt habe, liegt zwar etwas abseits der Ereignisse, die sich in der nächsten Zeit hier entwickeln. Aber angesichts der Umwälzung in Rußland darf ich die kleine westöstliche Geschichte doch erzählen und mein auch abgelöst von den augenblicklichen Zeitereignissen merkwürdiges Erlebnis mit den drei Genkdo-Russen in aller Kürze berichten.

„Genkdo“ ist nicht etwa, wie der Unkundige glauben möchte, ein sibirischer Volksstamm, sondern gleich dem noch östlicher-japanisch klingenden „Geka“ die aus dem Zwang der Kürze heraus unsere Sprache manchmal barbarisierende Abkürzung für „Generalkommando“, die sich sehr allgemein eingebürgert hat.

Ich hatte mich bei einem Generalkommando über meinen Weg zur Front zu erkundigen und mußte dann des Quartiers wegen zur Ortskommandantur. Im Park des Landhauses, wo der Stab lag, sah ich als einzigen Menschen, der mir Auskunft geben konnte, einen russischen Gefangenen, der mit großer Bedachtsamkeit Holz hackte, ohne von mir Notiz zu nehmen. So viel wird auch der Russe verstehen, dachte ich, zeigte den Gartenweg zwischen den Spalierbirken hinunter und fragte: „He! Kommandantur?“

Darauf richtete sich der Russe — ich sage der Russe — auf, sah mich aus ein paar dunkelblauen Augen schelmisch an und antwortete: „Det stimmt. Darunter können Sie ooch zu die Ortskommandantur jelangen. Aber id rate Sie ab. Denn dieser Weech ist ziemlich drecksch. Wenn Sie durch die vordere Einfahrt zurückgehen und denn de Straße links nehmen, kommen Se ooch hin und loofen jar nicht ville um.“ Damit schwieg er, grinste und wartete die wohl schon oft erprobte Wirkung seiner Aussprache ab.

Ich fragte ihn: „Was sind Sie denn für ein Landsmann?“

„Na, det sehen der Herr mich doch an die schmude Uniform an, det id een echter Russe bin!“

„Aus die Akerstraße oder aus Rixdorf?“

fragte ich nun auch lachend.

„Nee, nee, det hat schon mancher jefracht, aber da irren der Herr. Richtiger Nationalrusse, aus Czernofortschkew (oder so ähnlich, dafür übernehme ich keine Gewähr), Gouvernment Odeffa.“

„Wie lange haben Sie denn in Berlin gearbeitet?“

„Mit Berlin habe id jar nisch zu schaffen, id habe die deutsche Reichshauptstadt nich einmal

als Zefangener zu sehen jekriecht. Det Deitsch, wie id et rede, is meine Muttersprache aus Rußland.“

„Dann stammen ihre Eltern aus Berlin?“

„Doch keen Zedanke. Wir sind Schwaben. Mein Troßvater is mit de Troßmutter aus Süddeutschland nach dem Schwarzen Meere als Kolonist ausjewandert. Det steht fest.“

„Na, süddeutsch sprechen Sie eigentlich nicht.“

„Is mich wohl bewußt. It spreche mit ne Art von Berliner Akzang, und seitdem id det wees, id habe es gleich in die ersten Wochen der Zefangenschaft überall jesacht jekriecht, habe id mir in die Kunst erfolgreich ausgebildet. Aber det steht doch fest, dat mein Troßvater selich mit Troßmutter selich in Beblingen in Württemberg geboren, erwachsen und jetraut worden sind, wat alles noch mein Vater zu Hause in de Familienbibel stehend verzeichnet hat. Bloß det unser Dorf hauptsächlich von Brandenburgern bewohnt ist, und denn is diese Sprache siegreich durchjedrungen.“

Während wir dieses eigenartige Gespräch führten, kamen aus einem Seitengebäude zwei andere russische Gefangene und schoben sich schüchtern näher an uns heran. Mein erster Bekannter winkte ihnen zu und sagte dann:

„Zestatten Se, det id mir und meine Kameraden ordnungsgemäß vorstelle. Mein Name is Wilhelm Gutaker, Landwirtsjohn, evangelisch-lutherisch, det hier is Hans Wagener, Landwirtsjohn, evangelisch-lutherisch, stammend aus Ostpreußen. Un det is der dritte im Bunde, Anton Haidlehner, Landwirtsjohn, römisch-katholisch, stammend aus Bayern. Alle drei zurzeit in russischer Nationaluniform und deutscher Kriegsjesangenschaft. Im übrigen kein Grund zum Klagen!“

Nun erzählten mir die drei vom deutschen Leben in den Dörfern der Krim, wovon ich und mit mir wohl mancher meiner Leser so wenig wissen, daß wir uns darüber schämen müssen. Da sind geschlossene deutsche Kolonistengemeinden, in denen die deutsche Sprache hochgehalten worden ist. Man muß Russisch in den Schulen lernen, aber der liebe, alte, deutsche Schulmeister kann selbst nicht Russisch und macht seinen Schülern die Prüfung leicht. Von den dreien konnte nur der eine, der Bayer Anton, notdürftig Russisch radebrechen. Ueber der Bürgermeisterei stand der russische Adler, aber der Schulze konnte selbst nur so viel Russisch, um die ewigen Reglerungs-erlasse zu verdeutschen. Die Mutter lehrte die Kinder deutsche Gebete, deutsche Lieder, deutsche Märchen. Am Feierabend las Vater aus deutschen Zeitungen vor, aus dem Lahrer Hinkenden Boten, aus dem Daheim und — immer noch — aus der Gartenlaube, die schon der Großvater nach Rußland gebracht hatte. Aber der Landes-herr, dem man die Steuern zahlte und den Treueid schwur, war Väterchen, der Zar.

Macht nichts. Ist er doch selbst zu zwei Dritteln von deutschem Blute, und Ihre Majestät die Zarin ist eine deutsche Fürstentochter.

Da brach wie ein Donner Schlag die Erklärung in den Frieden der deutschen Dörfer am Schwarzen Meere. Vater und Mutter weinen, die Großmutter weint, es hilft nichts, Wilhelm, Hans und Anton und mit ihnen unzählige andere müssen gegen das heilige Land der Väter als russische Soldaten ausrücken; denn sie haben Väterchen den Treueid geschworen.

„Sie werden uns tadeln, als Reichsdeutscher, der mit seinem Herzen da sein durfte, wohin ihn die Pflicht des Blutes stellte,“ sagt Wilhelm Gutaker, der Russe, auf einmal in ernsthaftem Hochdeutsch. „Aber wir haben unsere Pflicht als russische Untertanen erfüllt und tapfer gegen unsere deutschen Blutsbrüder gekochten. Glücklicherweise dauerte das nicht lange; denn Sie können sich vorstellen, wie uns dabei zumute war. Wo es am dreißigsten herging, da mußten wir bluten, nur weil wir Deutsch sprachen und deutsche Namen hatten. Es ist ein Glück, daß Vater Hindenburg uns die Sorge, wohin wir gehören, bald abgenommen hat. Wir sind alle drei Gefangene von Tannenberg. Aber wir haben unsere Pflicht treu getan, wie wir im Fahneid geschworen hatten. Ich war durch zwei Schüsse kampfunfähig, als ich deutscher Gefangener wurde.“

Ich frage die drei „Russen“, was sie sich von ihrer Zukunft dächten. Darüber konnten sie nichts sagen. Am schönsten, so meinte einer, würde es sein, wenn die deutschen Ansiedlungen Deutsches Reich würden. Aber das seien wohl Träume. Nach dem Kriege werde man in Rußland wohl totgeschlagen werden, wenn man nicht Russisch könne. Die mit vielem Fleiß ausgebauten deutschen Siedlungen würden wohl veröden, die Ansiedler nach Deutschland, Oesterreich, Ungarn zurückströmen, oder über See gehen, wenn dort noch irgendwo freies Land zu besiedeln sei.

Während wir sprachen, kam ein deutscher Landsturmposten vorbei.

„Ach so,“ sagte er, „Sie haben unsere drei Generalkommando-Russen entdeckt. Die sind eine Sehenswürdigkeit. Drei Russis, und keener kann Russisch. Det war schon ne Trajodie, als die mit de anderen Russen zusammenkamen, die wollten se immer verkaufen. For die is der Krieg aus, Rükenzucht und Kartoffelnschälen, die haben's jeschafft.“

*

Vorstehender Artikel sowie die „Ostpreussische Penelope“ von S. 59 entnehmen wir dem „Buda-rester Tageblatt“ vom April 1917, das uns von Herrn Freiherrn von Schilling freundlichst überlassen wurde. Die Schriftleitung.



Am Fuße des Etjo (Südwestafrika).

Deutsch-Südwestafrika.

Aus dem Briefe eines hochbeglückten Vaters über das Wohlergehen seines Sohnes in unserer ehemaligen Kolonie. F. H.

Seit wir unsere schönen Kolonien auf Grund des Versailler Vertrages verloren haben, weil wir angeblich es nicht verstanden hätten, zu kolonisieren, hört man wenig aus diesen ehemals von uns Deutschen so geliebten Ländern, die vielen von uns zur zweiten Heimat geworden waren. Wer heute in diesen Gebieten als Deutscher tätig ist, der muß auch die Nationalität des Mandatstaates annehmen. Die zahlreichen Deutschen, die nach dem Kriege wieder hinausgezogen sind und zum großen Teil wieder auf ihrer alten, einstmals deutschen Scholle sitzen, haben notgedrungen die fremde Nationalität angenommen. Im Herzen aber sind sie Deutsche geblieben und sie sehnen den Tag herbei, wo sie wieder dort als deutsche Farmer arbeiten dürfen. Heute müssen sie sich mit den bitteren Notwendigkeiten abfinden und haben im Drange der Geschäfte nicht viel Zeit zum Grübeln über die Härte eines unerbittlichen Schicksals.

Wie trefflich und zielbewußt da draußen junge Deutsche in dem ehemaligen Deutsch-Südwestafrika arbeiten, sollen die folgenden Zeilen eines über das Wohlergehen des Sohnes hochbeglückten Vaters beweisen. Er schreibt mir unter dem 31. 12. 28:

„Meber das lebhafteste Interesse, das Sie dem Ergehen unseres Sohnes Hans in Südwestafrika entgegenbringen, haben meine Frau und ich uns sehr gefreut und ich beantworte Ihre Fragen gern.

Unser Sohn ist aus eigenstem Antrieb Landwirt geworden, obgleich er wußte, daß die Aus-

sichten für den Beruf mehr wie erbärmlich in Deutschland sind und bleiben werden. Es ist wohl anzunehmen, daß er dabei immer den schon als Kind von ihm ausgesprochenen Gedanken gehegt hat, später in die alten Kolonien zu gehen.

Nach zwei sehr harten Elevenjahren habe ich ihn zur Kolonialschule Wigenhausen, die mein inzwischen verstorbenen Vetter Fabarius gegründet und bis zur letzten Stunde seines Lebens muster-gütig geleitet hat, geschickt.

Durch Vermittlung meines Veters und der Kolonialschule überhaupt hat unser Sohn dann ohne jede Schwierigkeit eine Stelle als Volontär bei Herrn Albert Voigts in Voigtsgrund (Herr Alb. Voigts ist der Bruder des Inhabers von Wecke & Voigts, der dritte Bruder ist in Südwestafrika 1914 gefallen) bekommen und ist im Oktober 1926 ausgereist.

Die nächste Bahnstation für Voigtsgrund ist Mariental.

Die Stelle war für zunächst ein Jahr ausgemacht gegen freie Station und ein „Taschengeld“ nach Leistung.

Nach drei Monaten hat Herr V. unseren Sohn an den Auob (ein ausgetrockneter Flußlauf) nach Stampried geschickt, wo ein Schwiegersohn von V., ein Herr Middendorf, eine Voigtsche Farm verwaltete. Hans bekam dort sofort festes Gehalt, und als Herr M. seine eigene Farm im Norden wieder in Bewirtschaftung nahm, übertrug V. unserem Sohn nach noch nicht 6 Monaten in Afrika die selbständige Verwaltung der Farm am Auob. Er hat dort mit einem ihm unterstellten Eleven, der an Jahren älter war wie Hans 6 Monate zur vollen Zufriedenheit gearbeitet, in erster Linie Bau von Zwiebeln, Karotten und Luzerne.

Dann hat B. ihn zur Hauptfarm zurückgeholt, auch weil er einen schweren Malariaanfall gehabt hatte, und weil er ihn in der Schafzucht — Karakulzucht — ausbilden wollte.

Die nächste Stelle — wieder Außenposten — die er dem Jungen anvertraute, war eine Farm etwa 250 Kilometer nördlich von Mariental, im Gebirge, ca. 1000 Meter hoch, wo er ca. 400 Pferde und Maultiere zu pflegen und zuzureiten bezw. einzufahren hatte, natürlich mit einer Reihe von Schwarzen, zum Teil Leuten, die in der Schutztruppe gebient hatten. Dort hat unser Sohn als einziger Weißer 4 Monate ganz allein gehaust, etwa 60 Kilometer von der nächsten Ansiedlung.

Nach einigen Wochen in Voigtsgrund bekam er dann — und auf dem Posten war er vor 4 Wochen noch — die Stammzuchtherde der Karakulschafe, also, wie ich mit Stolz sagen darf, wieder einen Vertrauensposten.

Seit einigen Monaten korrespondieren wir nun mit unserem Sohn und Herrn Voigts über Ansiedlungspläne, und wir hoffen, daß er mit Rat von Herrn B. im Jahre 1929 Passendes finden wird. Ob eine schon bestehende Siedlung oder frisches Regierungsland, steht dahin, ist auch eine Geldfrage.

Die Hauptsache ist, daß unser Sohn restlos, soweit wir Menschen das sein können, glücklich und zufrieden ist und die volle Zufriedenheit seines Chefs hat, überhaupt in dem ganzen sehr großen Betrieb „angesehen“ ist.

Leider kann man das nicht von allen jungen Deutschen sagen, die hinausgehen. Mancher hat nicht die sittliche Festigkeit, die meisten nicht den Fleiß und die Genügsamkeit, die für lange Anfangsjahre notwendig sind.

Der Besuch einer verheirateten Tochter des Herrn B., den wir im vergangenen Sommer hatten, brachte uns allerbesten Bericht, und für den nächsten Sommer hat Herr B. seinen Besuch mit seiner Frau bei uns angesetzt.

Unseren Sohn erwarten wir im Spätherbst nächsten Jahres, also 1929, für mehrmonatlichen Urlaub und wir denken, daß er nachher sich selbstständig machen wird.

Herr Voigts ist die Seele des Deutschtums in Südwestafrika, Mitglied des aus 7 Leuten bestehenden Reichsrats, dem drei Deutsche angehören, Landwirtschaftsminister und Vorsitzender des Bundes der Deutschen in Südwestafrika.

Wie sich die politischen Verhältnisse in Südwestafrika entwickeln, läßt sich gar nicht sagen. Das steht aber fest, daß die deutsche Gesinnung dort sehr stark ist, auch bleiben wird, wenn wir die Kolonie endgültig verlieren, was ich sehr befürchte.

Die wirtschaftlichen Aussichten in Südwestafrika werden günstig beurteilt. Alles ist eine Wasser-

frage. Die Gebiete am Luob, artesische Brunnen, sollen die meiste Aussicht haben. Zur Anlage von Staubecken gehört natürlich viel Kapital und wer kann das heute von Deutschland mitbringen?

Jeder, der sich in Südwestafrika ansiedeln oder wer da farmen will, muß selbst stramm arbeiten; er kann nicht den Herrn spielen, wenigstens für viele Jahre nicht. Unser Sohn schrieb mehrfach von 14tündiger Arbeit, ohne sich darüber beklagen zu wollen; denn er gehört zu den Menschen, die Arbeit „lieben“, weil er sie gelernt hat. Bei dem an und für sich guten Zusammenhalten der Deutschen draußen macht sich leider die Rivalität zwischen Protestanten und Katholiken ungeschön bemerkbar; das ist unser deutsches Leiden.

Ihre warme Anteilnahme an dem Land und die freundliche Nachfrage nach unserem Sohn hat mich verführt, Ihnen so ausführlich zu schreiben, und fast vorherrschend von dem Jungen zu berichten, weil sich in seinem Ergehen das Bild dort am klarsten spiegelt.

Das A und das O sind: Wer hinausgeht, muß arbeiten können und wollen; er muß Liebe zur Natur und zu Tieren haben, er muß auf viel Äußereres verzichten; er tauscht dafür aber viel Großes in Land und Natur ein, wenn er ein offenes Auge und eine empfängliche Seele dafür hat.

So der beglückte Vater! Geht da nicht jedem Deutschen in Wehmut zugleich das Herz auf, wenn er hört, wie unsere junge Generation da draußen auf dem einst deutschen Boden ihren Lebensberuf findet? Eine ganze Reihe anderer junger Leute sind mir noch bekannt geworden, die unter ähnlichen Bedingungen jetzt drüben in Südwestafrika tätig sind. Wie mächtig bewegen solche Berichte den ehemaligen Afrikaner, der vor fast einem Menschenalter auch im Sattel jene eigenartige Welt durchstreifte, die uns trotz ihrer Wildheit und des damit verbundenen Verzichts auf eine bequeme Lebensführung so mächtig in ihren Bann geschlagen hat. Er wirkt auch heute noch bei uns Alten nach und begleitet unsere kühne deutsche Jugend auf ihrem dornenvollen Wege mit dem wohlwollenden Reide des Alters, aber mit den wärmsten Wünschen für gutes Gelingen sowohl in bezug auf das eigene Wohlergehen, als auch in Rücksicht auf die Erhaltung des Deutschtums in unseren ehemaligen Kolonien. Ich selbst darf mich der stillen Herzensfreude hingeben, daß ich vor Jahren bei einem Besuch der Eltern in die Kindesseele dieses heutigen Afrikaniers durch meine glühenden afrikanischen Erzählungen die ersten Samenkörnlein eingesät habe.

*



Patrouillenritt in Südwest.

Von Th. von Rommel.

Die Luft weht kalt von den Waterberghöhen,
 Der Abend entfaltet die Flügel.
 Rings Stille — manchmal ein Pferdegestöhn —
 Ein Klirren von Säbel und Bügel:
 Ein Trupp im Schatten — Patrouillenritt.
 Der Mond steigt empor, der Mond wandert mit,
 Drei Stunden noch ziehen sie weiter,
 Zwei Offiziere, elf Reiter.

Dann machen sie Halt in dem sandigen Belbt
 Und sitzen flüsternd beisammen,
 Der Busch ist so dicht und die Ferne erhellet
 Durch eines Grasbrandes Flammen.
 Sie essen und schwagen und ruhen aus,
 Im Mondlicht schreibt einer Briefe nach Haus,
 Es necken ihn seine Begleiter —
 Zwei Offiziere, elf Reiter.

„So lebe ich gerne,“ der Leutnant spricht
 Und reckt sich mit wohligen Gähnen.
 Hier hat jeder Tag sein eigen Gesicht
 Und immer wechselnde Szenen;
 In Afrika, der Man fühlt mit Lust, was man leisten kann,
 Daß man jung und stark und ein ganzer Mann,
 Und alle gar fröhlich Streiter!“
 Zwei Offiziere, elf Reiter.

Der andere lächelt: „Habt ihr so lang
 Wie ich hier erst Erbswurst gegessen,
 Dann mildert sich wohl der Begeisterungsdrang,
 Mit solchem Feind sich zu messen.
 Im ehrlichen Kampf der Tod nicht schreckt,
 Hier lauert der Mord, der feige, versteckt,
 Und das ist ein häßlicher Streiter.“
 Zwei Offiziere, elf Reiter.

Ein Schakal heult überm Flussstrand,
 Die zwei verstummen und lauschen.
 Es steigt der Tag von der Bergeswand,
 Die Aoebüsche rauschen.
 „Halb vier schon! Empor! Die Zeit wird knapp,
 Die durstigen Gäule sind elend schlapp,
 Zum Flusse drum eisig weiter!“
 Zwei Offiziere, elf Reiter.

Nun lichtet der Blick sich aus Bergeskluft
 Ueber grüne Täler und Weiten,
 In Buschwerk und Bäumen ein blauer Duft
 Beflügelt das lässige Reiten.
 Schon atmen sie Wasser — da blitzt es und knallt,
 Der Busch wird lebendig: im Hinterhalt
 Dreihundert feindliche Streiter —
 Gegen zwei Offiziere, elf Reiter.

Und ob sie sich wehren mit Heldenmut,
 Der Uebermacht müssen sie weichen,
 Sie tränken die Gäule mit Feindesblut
 Und ergeben sich nur als Leichen. —
 Schon sinkt der Führer so sterbenswund
 Und „Wasser“ ächzt sein verdorrender Mund —
 Noch kämpfen die übrigen weiter:
 Ein Offizier, sieben Reiter.

Dem Sterbenden bringt ein treuer Soldat
 Einen frischen Trunk in der Mütze,
 Er aber winkt stöhnend: „Trink du's, Kamerad,
 Mir Toten ist's doch nimmer nütze!
 Du aber stärke dich schnell zur Flucht —
 Die Unseren stehen westwärts — daß man versucht,
 Unsere Leichen — ich kann nicht mehr weiter“ —
 Ein Offizier und fünf Reiter.

Der Tag flieht weinend. Die Dämmerung umfaßt
 Mit lindem Armen die Toten —
 O Deutschland, vergiß nicht der kostbaren Saat
 In Afrikas blutigem Boden!
 Der Schakal heult, die Hyäne scharrt —
 Man's Mutterherz hange auf Nachricht harrt...
 Der entkam, der meldet es weiter:
 Tot zwei Offiziere, zehn Reiter.

Typen.

Von Ernst Warlich.

1. Der sächsishe Unteroffizier aus der Friedenszeit: 1912.

Der sächsische Unteroffizier, den Mannschafstschlafsaal der gestern eingetroffenen Rekruten betretend: „Scheeen gudd'n Morch'n meine Härn, ich bidde Sie uffzschdehn, es is heechde Zeit. Es is dleich zähn Uhr, unn d'r Kadaooooo is ferch! So, nu, wenn Se ferch sein soll'n, woll'n Se bidde ä bisch'n rausdräb'n. So — nun woll'n m'r mal eene gerade Lienche bild'n. Richd eich! Auch'n bidde rächds näh'm. Da miss'n Se alle bidde här ze mir gud'n! Sol' D'r dridde, bidde, ä bisl' gerich, noch ä bisl'. Ze viel — nu bleim Se nor dleich schdehn, da laß ich die andern alle zehamm'n Schridd zericdräb'n, da hammer ooch widder ne gerade Lienche. Soo! Nu schimmds! Nu will 'ch m'r ma' de neineingedrädnen Härn uffschreim. D'r ärschde, wie heeß'n Sie? — Krause! — Scheener Name Här Krause — unn so feld'n, awer, ich habb'n schon ärschdwo äma gehärd. Was sinn Se von Konnfessichon? — Kaddolisch? — Scheene Kelljohn. — Da hamn Se ma' ne gude Zukunft, Här Krause — da hamn Se Dlid gehabbd — da komm' Se ma' in Himmel. — Proffijohn? — Dlembner? — Sähn Se ma' an. — Da gibbds immer was ze verlödd'n? — Was? —

„Der Nähmman. — Wie heeß'n Sie? — Fuchlich? — Midd'n B odd'r midd'n F? — Wuchlich? — W vonn widend, u vonn Unsinn, ch vonn Charakter, t vonn Lobsucht, i vonn Irrsinn, g vonn Gallenstein — Wuchtig! — Na, da wärn Se nor nich dleich so fuchlich, Här Wuchlich, 's war doch nich so beese gemeend, 's war doch nor Schbaß! — Kelljohn? — Doch kaddolisch? — Sähn Se ma' an, da künn' Se midd'n, Härn Krause in Himmel 'n Bosaundlubb grind'n. — Proffijohn? — Auskalkulator? — Ich will doch nich wiss'n, wo Se här sin? Was Se sinn? — Dann schbräch'n Se das ooch fassh aus, das heeßt nich Auskalkulator, sondern aus Kalkutta! —

D'r nächde Här, bidde. — Ach herrjemerschnee, jädzd is där Härre gar eingeschlaf'n. — Där wird vielleicht beese, wenn m'r den wäd'n, schischd, leise, m'r gehn derweile in de Kandine frischbidde'n, derweile wärd där Härre ausgeschlaf'n hamn unn da kenn m'r nachherds weitermach'n. Komm' Se, leise uffdräb'n, daß mir där Härre ja nicht uffgewädd wärd!“

2. Der preußische Unteroffizier eines Landsturm- bataillons aus der Kriegszeit 1916.

Der preußische Unteroffizier: „Mojen, ihr Dunschköpfe, Schtilfeschtanannn' — rich! Euch! — Auauaugeeen gerade ah! — Koppe hoch! — Kinn an de Binde Dussels! — Pöten an de

Hosennast! — Knochen durchdrüden! — Wänster zericziehn! — Rich jemuchst! — Daß id keen' sehe, der mia mit de Wimpenn zukt! — Die neyinjetroffenen Kameele werde id mia mal uffschreib'n. Der erschte Bulle. Wie heeß'n Sie? — Watt? — Knorke? — Siehst ooch so knorke aus. — Kelljohn? — Efangelisch? — Nach id bloß: Ej, Punkt. — Profession? — Inschenjöh? — Ich woll'n Fremdwort, wa? — Komm Se mia bloß nich mit so velle Fremdwörterch! — Deutsch reden. — Innjennjöh? Wie schreibt sich denn dett? — In . . . (schreibt, streicht wieder aus, schreibt wieder, streicht wieder aus). Kann doch keen Mensch schreib'n! — Innjennjöh! Dett heeßt doch Mongtör! Baschtehste? Kalmütentopp. —

Der zweete Büffel. — Wie? Watt? Schmidt? — Gibt viele Schmidts! Mit d, mit dt, mit td, mit dd, mit tt, mit dh, mit dt, mit tth, mit ddh, mit tth! — Also wie denn nu? — Mit dt! — Nach doch 's Maul uff, Schimpane, zum Fressen machstett doch ooch uff! — Dia hab id gleich von vorne rein uff de Rübe gehabbd, mit dein' Jemuschle. — Beruf? — Na, Beruf, ich jibbt doch verschiedne Berüfer! — Watt? Tiefbauantanehma? — Watt is nun dett wieda? — Tiefbauantanehma? — Hast wohl 'n Himmel mit Freilauf unn Rücktrittbremse? — Leidst woll an Fröhenwahn? — Wa? — Tiefbauantanehma? — So'n bisden in Sand rumbuddeln? — Schimper biste! — Kelljohn? — Atheist? — Wieda so'n vasluchtet Fremdwort! — Atteiste biste? — Nicht biste, alle Mistfiste, wenn de mojen fröh hier nich mit ne anständije Kelljohn antritt, soll dich den Deibel seine Gromutter mit 'ne jühende Schippe rasian. —

Der nächste Dufel. — Prechsrsvacjelenstajawenorewskaloffsky — Dein' Namen will id wiss'n, Kameelogramm, nich wo de her biste! — Oder, was de for 'ne Krankfeit jehabt hast. — Watt, dett is dein Name? — mach id 3 Kreuge! — Jenücht! — Kelljohn? — Mosaisch? — Brauch id nich uffzuschreib'n, seh' id Professijohn? — Watt is denn nu wieda kaputt? — Konfektionör? — Wieda so'n vadammtes Fremdwort! — Kooonfektionöööööö — Wenn de mit Bonbons handelst, bistu Bonbonfritze, vaschtand'n. — Für heute ha' id de Neese pleng. — Nette Verwandtschaft in meine Korporalschaft jekriegt! — id werde Euch die Hammelbeene schon lang ziehn — wart nur ab, ihr Pfeisentöpfe! — In der Stube — zum Pugen — weggeeeetret'n!“

*

Kein Mensch ist frei von Eitelkeit — nur wissen leider die wenigsten sie zu verbergen, und so wird aus einer an sich harmlosen Sache eine Untugend.

*

Ueber Augengläser.

Augenhygienische Betrachtungen und Ratschläge von Generaloberarzt a. D. Dr. Wiedemann, früher Regimentsarzt Feld-Art.-Regts. Großherzog.

In der augenärztlichen Sprechstunde konnte ich oftmals die Erfahrung machen, daß in weite Kreise vielfach noch nicht die so notwendige Erkenntnis von der Wichtigkeit der Augengläser und ihrer Bedeutung für das Sehorgan und für die geordnete Ausübung beruflicher Tätigkeit eingedrungen ist.

Die Wichtigkeit der Augengläser ist für verschiedene Berufe verschieden. Es gibt Berufe, welche hohe optischerwerbliche Ansprüche stellen, und Berufe, die auch noch ausgeübt werden können, wenn die Sehschärfe nur einen Teil der normalen beträgt. Die Verordnung der richtigen Augengläser ist Sache großer ärztlicher Erfahrung und das Ergebnis einer genauen Sehsprüfung sowie einer Spiegeluntersuchung des Augennern. Durch letztere stellt der Arzt die Art und den Grad des vorliegenden Brechungsfehlers fest, oder anders ausgedrückt, die zu verordnende Nummer der Gläser. Kurzsichtigkeit ist der häufigste Brechungsfehler. Kurzsichtige Augen sind solche, bei denen die Augenachse zu lang und die brechende Kraft zu groß ist. Das Wesen dieses Fehlers besteht darin, daß der Betreffende zwar in der Nähe, nicht aber in der Ferne scharf sehen kann. Die Kurzsichtigkeit ist entweder angeboren oder meist in der Schulzeit erworben: Lesen, Schreiben, Handarbeiten machen offenbar geneigt zu Kurzsichtigkeit. Glücklicherweise ist aber diese Geneigtheit längt nicht bei allen Menschen vorhanden. Zur Verhütung der Kurzsichtigkeit ist eine zu lange fortgesetzte Beschäftigung mit Lesen und Schreiben zu bekämpfen und dafür zu sorgen, daß zwischendurch die Augen in die Weite sehen und Ausruhen von ihrer Naharbeit. Besonders wichtig ist auch eine aufrechte Haltung des Oberkörpers, um einen schädlichen Blutandrang zum Kopf zu verhindern. Eine gute Beleuchtung ist unbedingt erforderlich, am besten sind nach Möglichkeit bei Tageslicht die Schularbeiten zu machen. Lesen in die Dunkelheit hinein ist zu verbieten, desgleichen das Lesen im Bett oder liegender Stellung des Körpers.

Jängt das Sehen in die Ferne an abzunehmen, so daß z. B. nicht mehr oder nicht mehr ordentlich bis zur Schultafel gesehen wird, nicht mehr die Uhr auf dem Kirchturm erkannt wird, so ist alsbald der Arzt zu Rate zu ziehen.

Der Arzt stellt den Grad der Kurzsichtigkeit mit dem Brechungsaugenspiegel fest und verordnet die entsprechenden Gläser. Das Tragen von Gläsern ist entgegen einer vielfach verbreiteten irrigen Ansicht nicht nur nicht schädlich, sondern

nützlich, vorausgesetzt natürlich, daß die passenden Gläser verordnet und richtig angefertigt sind.

Auf diese Weise wird das Fortschreiten der Kurzsichtigkeit nach Möglichkeit verhindert und gutes Sehen in die Ferne gewährleistet. Dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß die ganze geistige Entwicklung des Kindes sehr wesentlich gefördert wird, wenn die Sinneseindrücke von Dingen und Geschehnissen seiner Umgebung ihm durch das Auge scharf zum Bewußtsein kommen.

Ueberichtige Augen sind solche, bei denen die Sehachse zu kurz und die brechende Kraft zu gering ist. Die Ueberichtigkeit ist weniger häufig als die Kurzsichtigkeit und macht sich auch, namentlich im jugendlichen Alter, weniger geltend, als diese, auch sind ihre Erscheinungen nicht derart, daß sie von Laien richtig gedeutet werden, vielmehr kommen die Patienten oft mit Klagen über Kopfsdruck und Schmerzen in der Stirn beim Schreiben, Lesen und bei Handarbeiten, ohne daß sie diese Beschwerden aus den Augen herleiten. Begleiterscheinungen der Ueberichtigkeit sind häufig Rote der Lidränder und der Lidbindehäute, Verschwimmen der Buchstaben, Tanzen der Schrift, Augenschmerzen, das Gefühl, als müsse man reiben, um weiter Lesen, Schreiben usw. zu können. Das Sehen in die Ferne ist nur bei höheren Graden von Ueberichtigkeit wesentlich gestört. Im jugendlichen Alter machen sich geringere Grade von Kurzsichtigkeit weniger störend geltend als in fortgeschrittenen Lebensstufen.

Ueberichtigkeit und Kurzsichtigkeit werden beide durch sphärische Gläser ausgeglichen. Das heißt, durch solche Gläser, die den Abschnitt einer Kugel bilden.

Es gibt sphärische konvexe oder Sammelgläser, welche vergrößern und die Brechkraft des Auges erhöhen, also zum Ausgleich bestehender Ueberichtigkeit dienen. Ferner gibt es sphärische konkave oder Zerstreuungsgläser, welche verkleinern und die brechende Kraft des Auges verringern, also zum Gebrauch bei Kurzsichtigkeit angewendet werden.

Bei der Bezeichnung der Gläserstärken bedient man sich jetzt allgemein des Dioptrien-systems. Dioptrie bedeutet Meterlinse, und wenn man von einem „Brillenglase von einer Dioptrie“ spricht, so heißt das, es bildet den Abschnitt einer Kugel, deren Halbmesser einen Meter beträgt; ein Glas von 2, 3, 4 bezw. 5 usw. Dioptrien bildet den Abschnitt einer Kugel mit einem Halbmesser von $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ bezw. $\frac{1}{5}$ usw. Meter.

Das Sehen in der Nähe wird dadurch ermöglicht, daß sich die im Augennern befindliche Kristalllinse durch Muskelwirkung stärker krümmt und so ihre brechende Kraft vermehrt. Im Alter wird die Linse starrer und büßt diese ihre Fähigkeit mehr und mehr ein. Das Sehen in der Nähe wird erschwert, namentlich bei Licht, dann

Tagebuchblatt.

Von L. Klein, Kastatt.

Ist es Zeit, eine Lesebrille oder einen Lesezweiger zu benutzen. Bei Leuten mit regelrechtem Augenbau tritt das Bedürfnis nach Gläsern für die Naharbeit mit 45 Jahren ein, bei Ueberächtigen früher, bei Kurzsichtigen später oder gar nicht. Bei letzteren werden allmählich die bisher getragenen Gläser für die Nähe entbehrlich; während sie früher beim Lesen das Buch, wenn sie keine Gläser benutzten, sehr nahe dem Auge halten mußten, können sie das Objekt jetzt im Alter auf weitere Entfernung noch gut erkennen. Es tritt also eine scheinbare Besserung der Kurzsichtigkeit ein.

Das Bedürfnis einer Brille für die Naharbeit befriedigt man bald. Es ist unnütz und schädlich, die Anschaffung einer (Alters-)Brille hinauszuschieben. Bei der Alterssichtigkeit (von Laten Weitsichtigkeit genannt) nimmt lediglich das Sehen in der Nähe ab; wird auch die Fernsehstärke geringer, so liegen gleichzeitig noch Augenfehler oder Augenkrankheiten vor.

Bei Personen, die bald gut in die Nähe, bald gut in die Ferne bei ihrem Beruf sehen müssen, verordnet man öfters sogenannte „biforale“ Gläser, das heißt solche, die derart geschliffen sind, daß sie in ihrem oberen und unteren Abschnitt verschiedene Brechkraft haben, so daß die Brille vor den Augen bleibt und nicht fortwährend auf- und abgesetzt werden muß. Solche Gläser sind zwar teurer als die gewöhnlichen, ihre Verwendung wird aber von vielen Patienten dankbar empfunden.

Biforale Gläser gibt man bisweilen auch hochgradig Kurzsichtigen. In diesem Fall sind die oberen stärkeren Hälften für die Ferne, die unteren schwächeren Hälften für die Nähe bestimmt.

Unter Schutzbrillen versteht man solche, die das Auge vor Beschädigungen von außen her schützen sollen, vor allem gegen zu grelles Licht, Staub, Zugluft und gegen das Eindringen von Fremdkörpern bei gefährlichen Berufen. Einen wirksamen Schutz gewähren die muschelförmigen Gläser, die das Auge in höherem Maß umschließen, als die ebenen. Schutzbrillen werden auch im Verlauf mancher äußerer und innerer Augenkrankheiten vom Arzt verordnet, der auch den Farbenton bestimmt. Nicht selten wird die Lichtscheu bei Augenentzündungen durch zu ängstliches und zu lange ausgedehntes Tragen, namentlich dunkler Gläser, unterhalten und die Heilung bestehender Krankheitsprozesse dadurch verzögert.

*

Nicht, was man kann oder weiß, entscheidet — wie man etwas weiß oder kann, das ist das Entscheidende.

*

5. X. 16. Sind zurück in Ruhe. Vor dem Pseifer, Mannheim und ich machen uns vom Lager bei Moirey gegen Abend zu kleiner Sireise auf in den nahegelegenen Wald. — Ein wunderschöner Abend! Da und dort wird von den dienstfreien Mannschaften „geschafft“: Vor den Baracken des Lagers wird getartelt, da und dort sitzen welche im Gras, um noch nach Hause zu schreiben, andere sind auf dem Gang von und zu der Kantine und wieder andere kochen noch Wasch in der Heringsbüchse, während nebenan, oft auf dem gleichen Feuer, mal wieder „etwas Gutes“ gekocht wird.

Und während so vom Lager aus blaue Rauchfäden zum Himmel steigen und von der untergegangenen Sonne der ganze Westen in strahlendem Rotgelb prangt, finden wir gleich am Waldrande ein Pionierlager. Und inmitten ihrer ebenfalls rauchenden Hütten sind da geschäftige Hände noch feste dabei, Lagerbestände zu ordnen, Führen zu leeren und zu beladen. Sind ein fleißiges Wäffchen, diese Schwarzträger, die im bedenden Walde viel Wertvolles betreuen!

Wir bummeln geprächig bergan. — Die Kantine hatte kein Bier, Eßbares gab es auch nichts mehr und Briefpapier und dergleichen hatten wir selber. — Vor einer Barade stehen frischgezimmerte Feldkreuze und es warten zwei Särge wohl ihrer Herren. — Auf der Höhe oben macht der Wald einen Vorsprung und in dem so gebildeten Winkel des Bruchfeldes finden wir eines der vielen kleinen Soldatenfriedhöfchen, wo Freunde und Feinde — Fußartilleristen und Jäger von unserer Seite und Infanteristen von Seiten der Franzosen — nun friedlich schlummerten.

Wie still und prächtig breitete sich der Abend über dem Lager in der Mulde aus und wie sicher hätten wir die liebe Heimat erreicht, wenn wir — einem Vöglein gleich — hätten dahin fliegen können, wo unsere Blicke oft mit Sehnsucht hingen!

Ein Felddähnchen klappert als Schattenbild am westlichen Horizont entlang, wo sich ein herrlicher Offizier und sein Burtsche ebenso eigenartig schön im Hell des Abendhimmels abhoben.

Was wird sich alles abgespielt haben, bis die kleine Waldecke das stille, vom Gras stark bedrängte Friedhöfchen war? —

Feldblumen zieren die Gräber und älterer Baumbestand sucht verstümmelte und heil davongekommene Aeste verschönernd und schirmend über sie zu strecken, über die Felder, die hier — mit dem Blick nach Osten gebettet, träumen von all dem, was ihnen im Leben lieb war und von all dem, was nun in sternbesäte Herbstnacht gleitet. — Menschenglück und Erdenlos! — —

Mit einem Pionier, der dem Lager zustrebt, und der uns allerhand Neues zu berichten weiß, er jetzt aber eine Bierquelle finden möchte, sehen wir ein Stück weit und biegen dann waldeinwärts, oberhalb des Pionierlagers, um die Stelle zu schauen, an der öfters Feldgottesdienst stattfände. Es war ein gemütliches Bummeln und Plaudern. — Der Pfad, stellenweise mit Rössen belegt, führte mehr und mehr ins Waldinnere. Von einer Lichtung her wurden Schritte hörbar und, näher tretend, gewahren wir ein großes, von Baumbestand freigelegtes Rondell, in dem nur einige ältere Bäume — wohl als Schutz gegen Sicht der Flieger — geblieben waren.

Und was sich da weiter zeigt! Ich werde es nie vergessen, das viel sagende Bild, das zu uns Mustetieren an jenem herrlichen Abend eigenartig sprach.

An einen Baum gebunden, nahe bei unserem Pfad stand gefaltet ein mittelgroßer Braunwallach. Er nagte am Stamm und ließ — dabei nach uns äugend — die Ohren spielen und den Schwanz geruhig gehen, gab im übrigen aber zu verstehen, daß er gerne warte, wenn er auch im ersten Moment unseres Kommens stuhig nach uns geguckt habe. — Links hinten am Platze — der Braun sah nichts davon — war schlecht und doch unsagbar schön ein Altar aus Holz in Marmorimitation aufgeführt und in der Nähe war an einer starken Buche aus Astholz eine Kanzel angebracht, und das Ganze trug so recht das Gepräge, daß inmitten des Krieges für uns deutsche Soldaten auch hier der Platz sei, wo ohne Ansehen der Konfession des einzelnen jeder Soldat zu seinem Schöpfer und Gott sprechen, ihm klagen, ihm danken und ihn bitten könne. Eine Stätte des Friedens!

Und bei der Kanzel — etwas abseits — standen 6 bis 8 Feldgraue entblößten Hauptes, und unter ihnen war ein Geistlicher, sie beichteten zu lassen und sie zu stärken, vielleicht weil sie in der bevorstehenden Nacht in die vordere Linie mußten, nach der man nur durch die Todesflucht gelangte.

Der Braune, das Pferd des Geistlichen, schaute nochmal um, als wir — die Mühe in der Hand — uns auf den Rückweg machten; schnalzend und schmetternd fielen ein paar Amseln in die stillen Büsche ein, und am schönen Abendhimmel zog lummend ein deutscher Flieger nochmal auf Ausschau gegen Verdun, während wir uns mit allerhand Eindrücken ins Lager machten, um in zwei Tagen auch wieder vorzugehen. —

Aus der Kampfzone war anhaltend Stampfen und Dröhnen aller Kaliber zu hören und wir freuten uns im Ruhelager der Ruhe; wir, die wir jetzt wieder geflickt, gebadet, rasiert und entlaust waren und hier die Stellung gerne noch lange gehalten hätten. —

Mein Kamerad Pfeifer, der dort sich mit mir in tiefen Betrachtungen erging, wurde im Juni des folgenden Jahres von der tödlichen Granate erreicht und ruht heute mit so vielen auch in Frankreichs Erde in kleinem Dorffriedhose im Grabe Nr. 190.

Nie werde ich jene Zeit vergessen, die uns so vieles lehrte und die trotzdem schon bei so vielen Menschen vergessen ist. —

Heimat.

Von Hermann Schumann, Hohenheim.

Heimat — Wort voll Sehnsuchtsdrang,
Heimat — Wort voll Treue;
Voller Heimwehstränen bang,
Wort voll später Reue!

Heimat — Wort voll Zauberklang,
Heimat — Wort voll Liebe,
Voller Duft und Verhängung,
Wort voll edler Triebe!

Heimat — Wort voll Seligkeit!
Heimat — Wort voll Glauben;
Voller Lust und wehem Leid —
Wer — kann sie uns rauben?

Zwei Begegnungen.

Skizze von Gabriele Reuter.

Max Verhagen, der Vertreter der großen Tee-Export-Gesellschaft in Niederländisch-Indien, lehnt an der Reling des Dampfers, mit dem er wieder einmal nach Europa fahren wollte — seinen Urlaub zu genießen und auch nach den Geschäften zu sehen. Er beobachtete behaglich den Strom der Reisenden, der in Alexandrien die Laufbrücke hinaufstürmte. War das nicht sein alter Freund Hugo Renius, mit dem er die erste Orientfahrt gemeinsam gemacht hatte? Er winkte, Renius schaute lachend hinauf. An diesem Tummelplatz aller Nationen wunderte man sich nie, Bekannte zu treffen, die das Schicksal nach einer Stunde schon nach allen vier Weltwinden auseinander jagte. Neben Renius betrat eine junge Frau das Deck, zwei Kinder sprangen um sie her, doch die sah Max Verhagen nicht. Das Blut war ihm zu Kopf geschossen, es flimmerte ihm vor den Augen, das Herz begann heftig zu klopfen. War er wirklich noch so jung, daß der Anblick eines hübschen Weibes ihn in einen so kindischen Wirbel von Erregung zu reißen vermochte?

Verhagen hatte Mühe, Haltung zu bewahren, während Renius ihn mit seiner Frau bekannt machte und seine Freude äußerte, sie und die Kinder unter den Schutz des guten Freundes stellen zu dürfen, da ihn selbst dringende Geschäfte hinderten, seine Familie zu begleiten. Verhagen war zu jedem Dienst bereit. Er fühlte eine wirre Seligkeit.

Frau Renius nahm seine Gefälligkeiten reichlich in Anspruch — mit einer heiteren Selbstverständlichkeit, die ihn erschütterte. Ahnte sie denn gar nicht, daß wilde Wünsche in ihm brannten?

Vor ihm lag die Freiheit der Urlaubszeit — er konnte dieser süßen Frau folgen, wohin sie auch gehen möchte. War der Faden zwischen ihnen einmal angesponnen, fand sich alles weitere von selbst.

Nur eben — das Anspinnen, wie sollte es geschehen bei dieser strahlenden, frohen Sicherheit, die ihr ganzes Wesen durchströmte, die wie eine Gloriose von Sonnenschein sie umgab und sie so anziehend machte?

Der Gatte ließ diese Frau, deren Erscheinung von so ungewöhnlicher Schönheit war, daß jeder Mann sich nach ihr umwendete, allein in die gefährliche Welt fahren. War er nicht eifersüchtig? Doch — schon! „Aber die Kinder sind ja mein Schutz,“ meinte sie lachend. „Nur die Kinder?“ — „Nein — nicht allein die Kinder,“ sagte sie ernst und innig, „auch meine Liebe.“

Er neigte den Kopf. Sie ist ein vollendetes Kunstwerk, dachte er, wie durfte man wagen, diese Harmonie stören zu wollen?

Nachdem das Schiff in Triest gelandet war und er Frau Renius und die Kleinen zur Bahn begleitet hatte, blickte Verhagen noch einmal Abschied nehmend und entsagend in das holde Frauenantlitz. Ihr Glück war ihm heilig.

*

Zehn Jahre später fuhr Max Verhagen wieder einmal von Deutschland zurück nach Niederländisch-Indien. Der Nachtzug rollte über den Karst, der sich öde und steinern um den Schienenstrang schichtete. Verhagen gegenüber saß in dem sonst leeren Abteil eine Dame in tiefer Trauer. Starr, beinahe bewegungslos saß sie in ihrer Ecke, den dichten schwarzen Kreppschleier vor dem Gesicht.

Unheimliche Begleitung für die Nacht, dachte Verhagen. Aber was ist dagegen zu machen? Als er in den überfüllten Zug stieg, war nur dieses Abteil noch frei gewesen, und der Schaffner entschuldigte sich bei der Dame — er hatte wohl ein reichliches Trinkgeld erhalten, um der trauernden Reisenden den Raum allein zu überlassen. Verhagen richtete sich diskret für einige Stunden Nachtruhe zurecht. Es war übermäßig geheizt. Die Dame zog die schwarzen Handschuhe aus und seufzte. Schneeweiß lagen die Hände

nun auf dem Dunkel ihrer Kleider. Sie trug zwei Trauringe übereinander. Also Witwe, dachte Verhagen. Armes Weib. Und er schaute wieder auf die edel geformten Finger. Eine Erinnerung übertam ihn an ein fernes, längst überwundenes Gefühl. War es überwunden? Er hatte nicht geheiratet. Um dieses fernen Gefühls willen? Das hätte er kaum zugegeben.

Er fragte höflich die verhüllte Frau, ob er das Fenster für einige Augenblicke öffnen dürfe. Sie neigte stumm den Kopf. Weiter fuhr der Zug durch die Nacht.

Verhagen schloß die Augen, doch war es ihm unmöglich, zu schlafen. Endlich dämmerte der Morgen. Der Zug hielt — man brachte, mit lautem Rufen dampfenden Kaffee. Verhagen öffnete die Tür. Gnädige Frau — ich darf Ihnen einen Kaffee besorgen?“

„D ja, bitte!“

Der schwarze Kreppschleier wurde zurückgeschlagen. Ein bleiches, gramüberschattetes Frauenantlitz — bernsteinbraune Augen, die trübe aus geröteten Höhlen blickten; eine reizende, etwas zu kurze Oberlippe — hatte er nicht während der ganzen Nacht gespürt, daß er Frau Renius gegenüber saß?

Sie erkannte ihn nicht. Er wagte noch eine weitere Annäherung durch eine Frage, aber er sah eine kalte, hochmütige Ablehnung auf dem starren Gesicht. Da lehnte er sich vor und sagte ernst, wie man in einem Trauerhause redet: „Gnädige Frau, erinnern Sie sich meiner nicht?“ Als sie befremdet schien, nannte er seinen Namen. Nun erfuhr er, daß Renius, sein alter Freund dem er seither stets aus dem Wege gegangen tot war. Statt der Depesche, die ihr und den Kindern seine Ankunft in Deutschland melden sollte, hatte sie die Nachricht seines jähen Hinscheidens erhalten. Er war herzleidend — geschäftliche Schwierigkeiten hatten ihn über Gebühr erregt. Sie fuhr nun nach Aegypten, sein Grab zu sehen. Die Kinder hatte sie unter der Obhut einer Verwandten gelassen. Ihre Erziehung in Deutschland war der Grund, weshalb die Ehegatten sich entschlossen hatten, sich für eine Weile zu trennen. Während sie von diesen Dingen erzählte, brach ihre Erstarrung in jähem Weinen.

Verhagen durfte sie nun umsorgen — ihr für die schwere Fahrt dienen wie ein hilfreicher Bruder.

Gab es das — diese Liebe, die zehn Jahre im Sarge liegen und plötzlich das Haupt heben und wieder unverfehrt mit heißem Blut ins Leben treten kann? Nie hätte er, der Nüchterne, solches Wunder geglaubt. Sie ist ja frei — so gingen seine Gedanken, wenn er morgens erwachte, sein sehnsüchtiges Gefühl, ehe der Schummer kam. Bilber einer ungeahnten Fülle des Daseins stiegen in seiner Phantastie em-

Sie kam ihm vor wie eine zarte Blüte, vom Stengel gerissen, hilflos treibend im unarmherzigen, kalten Strom des Lebens. Er mußte die Krisen, die den orientalischen Handel zur Zeit schüttelten. Er war in der Lage, ihr, den Kindern — o ihren Kindern, die er schon liebte, eine sorgenlose Existenz zu bieten. Sie an sich reißen — sie bestürmen mit aller Glut seiner Leidenschaft — ihre Erschöpfung, ihre Hoffnungslosigkeit ausnutzen — sie mit der Energie seines kräftigen Mannestums erobern . . . Verhagen sah sie, den in die Ferne versunkenen Blick, das mühsame Erwachen, wenn er sich näherte — er begriff, daß er an ihrer Seite einsamer sein würde denn je zuvor.

Als das Schiff am Kai von Alexandria anlegte, hob ein junger Mann feierlich den schwarzen Hut. Ein arabischer Diener, dem Tränen über das braune Gesicht liefen, stand neben ihm. Frau Renius drückte die zitternden weißen Hände gegeneinander. „Sie haben ihn sterben sehen — sie haben seine letzten Worte gehört . . .“ flüsterte sie.

Ihr schönes, gramvolles Antlitz wendete sich zu dem Manne an ihrer Seite. „Ich danke Ihnen. Sie waren so gut zu mir — um feinetwillen!“

Da neigte Verhagen sich über ihre Hand, berührte sie ehrfurchtsvoll mit den Lippen und fand sein Abschiedswort.

Auch ihr Unglück war ihm heilig.

*

Die deutschen Barbaren in Feindesland.

Von L. Schiele, Freiburg.

Es war im Spätsommer 1915, als an der Ostfront nach der wiederholten Einnahme von Prasnitz der deutsche Vormarsch und Kampf um Ostrolenta, Lomza, Ossowiz, Lida und Grodno begann. Diese Plätze waren teilweise stark befestigt, konnten aber dem deutschen Ansturm, insbesondere der Treffsicherheit unserer Artillerie nicht standhalten und wurden nach kurzer Gegenwehr von den Russen geräumt und verlassen, wobei viele Gefangene und Kriegsmaterial in deutsche Hände fielen. An diesem Vormarsch war auch das auf vier Kompagnien verstärkte Armierungsbataillon (Rastatt Nr. 111) beteiligt, und bezog die 4. Kompagnie unterwegs in dem abseits der Chaussee gelegenen Marktflecken Wiedau Quartier.

Der Ort war teilweise noch bewohnt und so suchten wir in den leerstehenden Häusern oder Hütten unterzukommen. Zum Nachtlager mußte man Stroh von den Dächern holen, und da kam ein benachbarter Viehhändler, der deutsch sprechen

konnte, zu mir und beschwerte sich, daß die Soldaten ihm einen Schweinestall, der leer war, abdecken wollen. Ich habe daraufhin die Leute angewiesen, das Stroh von einem schon halb abgerissenen Dache zu nehmen. Andern Tags meldeten sich über 100 Mann marschunfähig. Da ich Befehl hatte, am folgenden Tage mit der Kompagnie in Lida zu sein, so schickte ich von meinen Leuten umher, die Fuhrwerke ausfindig machen sollten. Sie kamen jedoch ergebnislos zurück. Ich ging nun zum Viehhändler und erklärte ihm: Ich weiß ganz genau, daß die Russen ihre Pferde und Wagen aus Furcht vor uns versteckt halten; ich brauche 10 Fuhrwerke, um Fußkranke und deren Tornister nach Lida zu bringen. Bekomme ich die Gespanne nicht in Gutem, so bin ich gezwungen, dieselben wegzunehmen. Ich gebe jedem Fuhrmann 5 Rubel und Verpflegung.

Am andern Morgen waren 10 bespannte Panzerwagen am Platze, wovon drei von alten Männern, die andern von Frauen geführt wurden. Letztere jammerten und weinten, weil sie die Kinder allein zu Hause lassen mußten und befürchteten, verschleppt zu werden und nicht wieder heimzukommen. Ich erklärte dem Viehhändler, die Gespanne der Frauen werden von meinen Soldaten bis Lida geführt, dort die leeren Wagen zusammengehängt und von den drei Russen zurückgebracht. Die Frauen können also daheim bleiben. Diese fielen vor Freude auf die Knie, als ihnen mein Befehl mitgeteilt wurde, und bedankten sich für die 5 Rubel.

Der Abmarsch erfolgte auf der früheren breiten Napoleonschen Heerstraße, die beiderseits mit Linden bepflanzt war und durch einen Urwald führte. Abends spät kamen wir in Lida an, die drei Russen blieben bei uns in den russischen Kasernen über Nacht und zogen am andern Morgen mit Brot und Fleischbüchsen versorgt vergnügt heimwärts.

Am Tage nach der Einnahme der Festung Grodno hatte ich daselbst für meine Kompagnie Quartier zu machen. Auf der Treppe nach der Kommandantur begegnete mir der Bataillonsadjutant und erklärte, daß wir keine Unterkunft haben könnten. Ich streifte nun abgelegene Straßen der Stadt ab und ging in ein bewohntes Haus, in dem ich deutschsprechende Israeliten vermutete, grüßte höflich, nahm in der Stube den Helm ab und bat um Auskunft wegen Unterbringung meiner Kompagnie. Nachdem mir vom Hausbesitzer eine Tasse Tee angeboten war, ging dessen Sohn mit mir in eine verlassene Industrieschule, die von hohen Mauern umgeben war und von den andern Truppen nicht entdeckt wurde. Das Gebäude bot Platz für das ganze Bataillon mit Geräte und Fuhrpark. Ich setzte mich aufs Stahltisch, fuhr zur Festung hinaus dem Bataillon entgegen und brachte alle vier Kompagnien in dem vorzüglich geeigneten Massenquartier

unter. Andern Tags hatten wir in der Nähe eines Forts einen Verbindungsweg und eine Brücke zu erstellen. In der Nähe der Baustelle befand sich im Gebüsch versteckt eine einsame Hütte, in der eine Frau mit vier kleinen Kindern wohnte, die aller Lebensmittel bar waren, weil sie während der Beschießung nichts holen konnten und auch nichts gefunden hätten, da keine Lebensmittel mehr vorhanden waren. Auch die Einwohner der Stadt waren ausgehungert und mußten bei unsern Kommissbädereien Reiben stehen, wo je fünf Personen ein Brot bekamen, um zur Not den ürgsten Hunger zu stillen.

Infolge des acht Tage andauernden Marsches waren auch wir mit Proviant sehr knapp, so daß ich täglich ein paar Mann auf die Kartoffelsuche auf den Feldern schicken mußte. Dessen ungeachtet gaben wir aber der Frau täglich, was sie brauchte, und für die Kinder frische Milch von der Kuh, die wir bei uns hatten.

Von Grodno aus zelte unaufhaltsam die Verfolgung der Russen ein, und kamen wir dadurch in das Sumpfsgebiet der Bereßina, wo wir bei den Einwohnern des Ortes Magenji in zwei Scheunen Unterkunft fanden. Als wir am folgenden Nachmittag in der Nähe mit Stellungsbauten beschäftigt waren, brach im Orte Feuer aus, das in kurzer Zeit die mit Schindeln und Stroh gedeckten Blockhäuser in Asche legte. An eine Bekämpfung des Feuers war darum nicht zu denken; und so mußten auch wir die Tornister und sonstige Sachen von einem Teil der Mannschaft im Stiche lassen. Wir halfen dann der Einwohnerschaft ihre Habseligkeiten, die meist in einem großen Koffer verwahrt sind, so gut es ging, in Sicherheit bringen. Die Abgebrannten suchten in den Nachbarorten unterzukommen, und auch wir mußten in dem rückwärts liegenden bewohnten Orte Dowgerzischki bei der Einwohnerschaft Quartier machen. In der Mitte des Ortes stand ein Doppelwohnhaus. Als ich auf dasselbe zuging, sprangen zwei dürrig gekleidete Knaben auf mich zu und riefen tä-tä, nahmen mich an den Händen und führten mich in die linke Wohnung zu ihrer Mutter. Diese stand wie versteinert, als sie mich mit den Kindern erblickte. Da mir dies alles rätselhaft vorkam, ließ ich unsern Dolmetscher rufen, und da stellte sich heraus, daß der Vater der Knaben, der in deutscher Gefangenschaft war, mein Ebenbild sei, und ich deshalb von den Kindern mit ihm verwechselt wurde. Ich ließ sie in dem Glauben und gab ihnen zur Bestärkung aus meinem Brotbeutel Zwieback und Schokolade. Die große Wohnstube mit Badofen wurde mit Zelttüchern getrennt, in die erste Hälfte die Kranken mit dem Lazarettgehilfen gelegt, die andere Hälfte diente der Frau und Kindern als Wohn- und Schlafraum. Bei der rechten Wohnung wurde es ebenso gemacht. Hier kampierte eine Familie, bestehend aus Großvater, Mann, Frau und Kin-

dern. Die Bewohner des Hauses lebten ausschließlich von Kartoffeln und Milch. Es fehlte an Salz, Fett, Del, Kaffee und hauptsächlich an Brennholz. Am Wege zur Arbeitsstelle passierten wir große Stapel trockenes Scheitolz, welches zur Heizung der russischen Lokomotiven bestimmt war. Auf dem Rückweg abends mußte jeder Mann ein oder zwei Hölzer mitnehmen, und unsere Quartiergeber hatten Heizmaterial für den ganzen Winter. Andere Lebensmittel tauschten wir gegen frisches Fleisch, das uns der Russe verschaffen konnte.

Vom Bau von Unterständen haben wir trotz der schon empfindlichen Kälte Abstand genommen, da wir anfangs Dezember in das Stellungstampsgebiet vor Dünnaburg abrücken mußten. Der Aufenthalt in dem unwegsamem Sumpfsgebiet und das einträchtige Zusammenwohnen mit unseren Feinden hat aber gelehrt, wie die Not den Menschen menschlich machen kann.

*

Die Aussichten bei der Reichswehr.

Der Deutsche ist und bleibt ein Soldatenfreund. Das zeigt heute, wo wir nur eine kleine Reichswehr haben, in verstärktem Maße der Zudrang zu diesem kleinen Heerhäuflein, das sich infolgedessen unter dem Guten das Beste auswählen kann. Es dürfte vielleicht interessieren, wie sich heutzutage die Aussichten eines Reichswehrsoldaten gestalten. Es muß von vornherein betont werden, daß bei dem Riesenandrang der sich Meldenden nur ein geringer Bruchteil der Anwärter eine Aussicht auf Annahme hat. Wer heutzutage Soldat werden will, muß im Alter von 17 bis 23 Jahren stehen. Junge Leute im Alter von 19 bis 20 Jahren haben die meisten Aussichten auf Annahme. Die Mindestkörpergröße des Einzustellenden muß 1,64 Meter betragen. Die Anwärter müssen selbstverständlich unbescholten und auch, was im allgemeinen wenig beachtet wird, unverheiratet sein. Daß sie sich gleich bei Annahme zu einer zwölfjährigen Dienstzeit verpflichten müssen, dürfte bekannt sein. Der Bewerber richtet seine Anmeldung am besten direkt an den Truppenteil, in den er eingestellt werden will, oder auch an das Divisionskommando, unter Angabe der gewünschten Truppe. Die Standorte der Infanteriedivisionen sind: Berlin, Stettin, Königsberg, Dresden, Stuttgart und Münster i. W. Die Kavalleriedivisionen stehen in Frankfurt a. d. O., Breslau und Weimar. Der Anwärter für die Laufbahn des Reichswehrsoldaten hat bei seiner Anmeldung folgende Ausweispapiere vorzulegen: Ein Geburtszeugnis, ein polizeiliches Führungsattest mit Lichtbild, das letzte Schulzeugnis und ein Zeugnis der Arbeitgeber, bei denen er tätig war. Unmündige An-

wärter, also junge Männer unter 21 Jahren, müssen außerdem noch die amtlich beglaubigte Einwilligung des Vaters oder des Vormundes vorlegen. Aus dem Wortlaut des polizeilichen Zeugnisses muß ganz genau hervorgehen, ob der Anwärter etwa schon mit den Strafgesetzen in Konflikt geraten ist, ob Zweifel an seiner geistigen Zurechnung vorliegen, ob er irgendeine Fortbildungsschule besucht hat oder ob er einmal Fürsorgezögling war.

Nach einer vierjährigen Gesamtdienstzeit kann der Reichswehrsoldat bei guter Führung und nach Ablegung kleinerer Prüfungen den Rang eines Unteroffiziers erreichen. Unterfeldwebel oder Unterwachtmeister kann man nach sechs Jahren, Feldwebel oder Wachtmeister nach sieben Jahren werden. Zum Oberfeldwebel kann nur derjenige aufrücken, der außer der Unteroffiziersprüfung noch ein besonderes Examen mit einem befriedigenden Ergebnis bestanden hat.

Als Offiziersanwärter werden in der Regel nur junge Leute mit bestandenerm Abiturientenexamen angenommen. Nach der Ableistung der Offiziersanwärterprüfung können sie zum Besuch der Waffenschulen zugelassen und dann später Offizier werden. Offiziersanwärter haben ihre Anmeldungen in der Zeit vom 1. April bis 1. Oktober an die Regimentskommandeure zu richten, in deren Truppe sie eingereiht werden wollen. Dem Regimentskommandeur ist das Recht eingeräumt, sich aus der Menge der Bewerber die geeignetsten herauszusuchen. Das gesamte Altemmaterial geht dann an das Reichwehrministerium, das im Dezember eine Nachprüfung vornimmt. Im Laufe des Januar erhalten dann die Anwärter den endgültigen Bescheid, ob sie am 1. April eingestellt werden oder nicht.

Die Besoldung des Reichswehrsoldaten richtet sich nach dem Reichsbeamtenbesoldungsgesetz. Gemeine werden nach Gruppe I, Gefreite nach Gruppe II, Unteroffiziere und Unterfeldwebel nach Gruppe III, Feldwebel nach Gruppe IV, Oberfeldwebel nach Gruppe V, und Offiziere je nach dem Dienstgrad von Gruppe V bis Gruppe XIII, Generale noch darüber hinaus besoldet. Zu dieser Löhnung tritt für die Unteroffiziere und Mannschaften der Reichswehr noch eine gewisse Erleichterung, teils durch freie Unterkunft, teils durch freie Verpflegung.

*

Der gütige Mensch unterscheidet sich vom gutmütigen darin, daß der letztere bald seine guten Werke einstellt, wenn er keinen Dank und Lohn sieht, während der gütige Mensch, selbst wenn er nur Undank findet, durch sein gutes Tun immer noch gütiger wird.

*

Die Jäger von Hersfeld.

(1807.)

Von Heinrich Bierordt.

Aus Eichenblättern wind ich hier
Den schlichten Kranz einem Offizier:

Zu Hersfeld im Hessenlande geschah's,
Daß ein Franzmann sich zu schelten vermaß
Den deutschen Namen, das deutsche Blut;
Da erschlug ihn des Volks gerechte Wut.



Lingg-Denkmal in Hersfeld.

Als dies der eiserne Feldherr vernimmt
Im polnischen Lager, da schnaubt er ergrimmt:
Verbrannt sei die Stadt, ist mein Will und Geheiß,
Die Verfluchte geb ich der Plünderung preis!

O Hersfeld, du stiller, du lieblicher Ort,
Bald triest dein Markt von Blut und Mord!
Fromm liegst du in blühender Linden Schoß,
Bald wird die verzehrende Flamme dein Los!

Zu Hersfeld, just, steht in Garnison
Ein badisches Jägerbataillon,
Es befehligt's ein Mann von kernigem Geist:
Obristleutnant Lingg der Tapfere heißt.

Der Kommandeur läßt blasen schnell,
Die Schützen eilen zum Appell
In Federbusch und Waffensus —
Ein Häuflein voller Kraft und Trug.

Die Männer sind's vom Odenwald,
Vom Bodensee gar hochgestalt,
Vom Rhein, vom Schwarzwald tannenreich,
An Wuchs den Heimattannen gleich.

Bei Trommelwirbel und Jägerhorn
Verkündigt Lingg des Kaisers Zorn;
Die Städter hören das Schreckensgebot
Und flüchten mit Geheul und Not.

„Ihr habt vernommen des Feldherrn Wort,
Er heißt Verderben, Brand und Mord“,
Spricht Lingg bewegt zu seiner Schar,
„Des Kaisers Wille ist es zwar —

Doch zwingen läßt sich kein rechter Soldat
Zur ehrenlosen Greuelthat . . .
Zur offenen Feldschlacht führen kann
Er jeden zugeschwornen Mann.

Bedenkt, es trifft manch schuldlos Haupt,
Wenn ihr die Unglücksstadt beraubt,
Das Strafgericht sei Gottes nur,
Bedenkt's, ihr Männer von Badens Flur!

Doch soll des Kaisers Wunsch geschehn,
Wer rauben will, mag rauben gehn,
Wer plündern will vom Jägerkorps,
Dem steht es frei, er trete vor!“

Und tiefe Stille rings herum,
Die Krieger stehen starr und stumm;
Des Führers Wort die Reihn durchschallt
Wie Morgentrauschen im Tannenwald.

Die Trommel tönt und das Hornsignal
Und Lingg verkündet noch einmal:
„Wer plündern will vom Jägerkorps,
Dem steht es frei, er trete vor!“

Und wieder Schweigen rund umher,
Kein Muskel rührt sich in dem Heer,
Doch rollt jetzt manche Träne licht
In der Krieger härtig Angesicht.

Wohl denken gerührt die Männer aus Stahl
Ans Vaterhaus im Heimattal;
Auch Lingg, dem Helden tugendreich,
Wird feucht das Aug und das Herze weich.

„Ich wußt's, spricht er und zieht den Hut,
„Ihr seid ein echtes Schützenblut!
Wir Badner kennen Mannszucht und Pflicht,
Wir tranken den deutschen Bruder nicht!“

O Hersfeld, du Lindenumrauschter Ort,
Du bist gerettet, du blühest fort!
Deinem Helden flecht ich den Eichenkranz
Als Ehrendank des Vaterlands.

*

Der Rekrut.

Von Johann Peter Hebel.

Lin junger, schön gewachsener Burjsche mit krausen, rötlichen Haaren und viel Laubflecken (Sommerprossen) sagte dem preußischen Offizier, der ihn hinten auf sein Gefährt aufsitzen ließ, nicht, wo er daheim sei, bis es Zeit war. Auf das Gefährtlein aber war er folgendergestalt gekommen. Als der Offizier an ihm vorbeifuhr auf der Straße, etwas langsam, weil's bergan ging, und bei solcher Gelegenheit ein Pfeischen Tabak stopfte, dachte der Kottopf: Jahren ist ringer als laufen, wenn's geräet, und zog auch sein hölzernes Pfeiflein aus der Tasche. „Wolltet Ihr nicht so gut sein, gnädiger Herr, und und mir auch Tabak geben zu einer Pfeife. Ich will Euch derweil Feuer schlagen.“ Dem Offizier, der aus dem Urlaub zu seiner Garnison zurückkehrte, leuchtete das kräftige Alter und der schöne, feste Wuchs des Knaben nicht übel ein. „Wo bist du her, mein Sohn?“ — „Bon da und da. Ihr müßt ja durchgefahren sein vor etwa einer Stunde. Mein Vater ist der Schwanewirt, eigentlich aber mein Stiefvater.“ — „Was ist dein Geschäft auf der Straße?“ — „Drum will ich dem König dienen und gehe auf den nächsten Werbplat.“ — „Wieviel Jahre hast du?“ — „Neunzehn seit vorgestern, und nicht viel gute darunter. Drum hat mir vorgestriges Tages die Mutter einen Kronentaler gegeben. Großer, hat sie gesagt, du wirst heute neunzehn Jahre alt, mach dir einen guten Abend dafür. Für einen Kronentaler kann man mehr als einen Rausch trinken, aber ich habe nur einen dafür getrunken. Heute früh vor zwei Stunden, als ich noch im Bett lag, ist der Vater mit dem Geißelstecken gekommen und hat mich gewalft. Es ist nicht das erstemal. Und die Mutter hat er auch bearbeitet. Es ist auch nicht das erstemal. Willst du alles an den Himmel henken, hat er gesagt, an den rothhärigen Galgenstrid?“ — Der Offizier gab ihm hierauf ein wenig Tabak in die Hand und sagte: „Du kannst hinten aufsitzen, wenn wir auf der Höhe sind. Ich will dich mitnehmen.“ — „Ich verlange kein Handgeld,“ sagte der Kottopf und schlug an die Tasche. — „Kann man den Schwanewirt zwingen,“ fragte er, „daß er mir mein Väterliches verabsolgen läßt, wenn ich majorenn bin?“ Der Offizier sagte: „Sobald du majorenn wirst, soll's nicht fehlen.“ Auf der Station, wo die Pferde gewechselt wurden, ließ er ihm gut einschenken, um ihm frohen Mut zu machen, und wenn er ausgetrunken hatte, sagte er: „Es schmeckt doch nicht recht, wie's soll, wenn man den Tag vorher etwas zuviel gehabt hat.“ Unterwegs sah er bald auf dem Brett, bald stellte er sich wie ein Bedienter, der hinten aufsteht, erzählte dem

Offizier allerlei oder piff ein lustiges Stücklein. Der Offizier sagt: „Du kannst Pfeifermajor werden bei des Königs Leibgarde. Solche gibt's nicht viel in der Armee.“ — „Ich kann auch die Orgel spielen.“ — „Gut! Du kannst auch General-Feldorgelspieler werden. Aber zuerst mußt du von unten herauf als Regimentsblasbalgtreter dienen.“ Wari nur, dachte er, bis ich dich in Magdeburg habe. Das Orgelspielen wird dir vergehen. Aber gegen Abend, als sie durch einen Wald fuhren, stellte sich der Rotkopf wieder auf die Beine, eigentlich aber nur auf eins, denn das andere hielt er auf den Sprung parat. „Jetzt, wenn Ihr um die Waldspitze herum seid, gnädiger Herr, rechts erblickt Ihr in der Ferne ein Dorf mit einem halben Kirchturm, dort bin ich daheim. Ich bedanke mich, daß Ihr mich so weit habt lassen mitfahren.“ Aber als er die letzten Worte sagte, sprang er schon über den Straßengraben und husch in den Wald hinein wie ein gejagter Hirsch; weg war er. Denn es war ihm nur ums Mitfahren zu tun.

Der Offizier schoß ihm zwar mit der Kugelbüchse nach. Aber die Kugel konnte ihn im Wald zwischen den vielen Bäumen nimmer ausfindig machen. Der Postillon aber sagte: „Es hat mich schon lang wunder genommen, was Ihr mit dem Halunken hinten auf der Chaise tut. Ich kenne den roten Spitzbuben wohl,“ sagte er.

*

Der elektrische Unfall.

Von Dipl.-Ing. Erich Müller.

In unserer Zeit scheint ein Menschenleben nicht allzu schwer zu wiegen. Täglich liest man von Unfällen, oft mit tödlichem Ausgang, oft mit Verkrüppelung und Verelendung der Betroffenen im Gefolge. Und wenn der Leser das Zeitungsblatt aus der Hand legt, dann hat er meistens auch schon die ihn im ersten Augenblick erschütternde Nachricht vergessen. Die Technik in der modernen Zeit hat das Gefahrenmoment in den einzelnen Berufen, im täglichen Leben und im Verkehrsweisen gewaltig erhöht. Tausenden von Möglichkeiten ist der Unvorsichtige ausgesetzt; man denke nur an die Gefahren in den Arbeitsstätten der Fabriken durch Transmissionsriemen und Maschinen jeder Art, an die Bauarbeiten auf schwindelnder Höhe und an den ins Gewaltige gestiegenen Kraftwagenverkehr in den großen Städten. Der stete Umgang mit der Gefahr stumpft den Menschen ab und schafft Gleichgültigkeit gegen die Opfer von Unglücksfällen. Aber wie es eine kulturelle Aufgabe ist, die Gefahren, welche die Technik mit sich bringt, nach Möglichkeit durch sinnvolle Schutzmaßnahmen auszuschalten, so ist es eine weitere, vielleicht noch wichtigere Aufgabe, die

Gleichgültigkeit und den damit verbundenen Leichtsinns gegenüber der Gefahr durch eine zweckmäßige Aufklärung über die Gefahrenquellen zu bekämpfen, denn die besten Schutzmaßnahmen nützen nichts, wenn Gleichgültigkeit und Leichtsinns sie nicht zur Wirksamkeit kommen lassen.

Betrachten wir in diesem Zusammenhange einmal die Gefahrenquelle: elektrischer Strom. Viele Menschen wissen gar nicht, daß hier eine Gefahrenquelle vorliegt, denn in der Tat sind Elektrizitätsunfälle selten und dann meistens leichter Natur. So gefahrlos eine sachgemäß angelegte elektrische Hausanlage, bei der alle Schutzmaßnahmen vor einer Berührung stromführender Teile getroffen sind, auch ist, so verhängnisvoll kann sie aber unter Umständen werden. Ein Strom von nur 220 oder 110 Volt kann bei unglücklichen Zufällen tödlich wirken. Schon mancher wird bei unvorsichtigem Hantieren an einer Lichtleitung einen mehr oder weniger heftigen Schlag bekommen haben. Liegen die Verhältnisse unglücklicherweise derart, daß der Strom durch den Körper geht, z. B. wenn der eine Pol mit der einen und der andere Pol mit der anderen Hand berührt wird oder wenn der Strom durch den Körper zur Erde fließen kann, so kann das unter Umständen den Tod zur Folge haben. Begünstigt wird ein solcher Stromdurchgang durch den Körper von der Feuchtigkeit der Haut, die deren Widerstand gegen den Stromübergang verringert, von der Feuchtigkeit des Fußbodens oder der Erde, auf der man steht. Jede Verbindung eines Körperteils mit einem guten Leiter, vor allem mit Metallen oder mit Wasser (z. B. im Bade), erhöht die Gefahr bei gleichzeitiger Berührung eines stromführenden Teiles einer Leitungsanlage. Nicht umsonst sind daher alle stromführenden Teile sachgemäß verlegter elektrischer Hausanlagen sorgfältig isoliert und der Berührung entzogen, und der Laie soll es sich zum festen Grundsatz machen, an dem Zustand einer Leitung nie etwas zu ändern und nie zu versuchen, einen etwa auftretenden Fehler selbst zu beheben, sondern durch einen sachverständigen Installateur oder einen Angestellten des Elektrizitätswerkes in Ordnung bringen zu lassen.

Ueber die Gefährlichkeit hochgespannter Ströme, z. B. in den durch Blitzseil gekennzeichneten Hochspannungsleitungen, herrscht wohl nirgends ein Zweifel, so daß wir uns hier in der Hauptsache auf die Wirkung des Stromes in den üblichen Gebrauchsspannungen beschränken können.

Ebenso wichtig für die Verhütung von Unfällen ist die Aufklärung, aber auch für das Verhalten bei der Rettung Verunglückter. Ueber die Wirkungen des elektrischen Stromes auf den menschlichen Körper herrscht

noch nicht völlig Klarheit. Teils nimmt man an, daß der elektrische Strom beim Durchgang durch den Körper das Herz so schädigt, daß es unregelmäßig arbeitet und dadurch ein geordneter Blutkreislauf nicht mehr zustande kommt (Herzstimmern), teils ist man der Ansicht, daß der elektrische Strom eine durch die Nerven zum Gehirn führende schädigende Wirkung ausübt (Schreckwirkung), die die Atmung unterbindet. Jedenfalls ist sicher, daß der elektrische Tod in sehr vielen Fällen nicht auf der Stelle eintritt, und es gelingt oft durch sofort eingeleitete künstliche Atmung und kräftiges Massieren der Herzgegend bezw. Schläge auf diese, die Verunglückten ins Leben zurückzurufen. Die künstliche Atmung muß daher unter allen Umständen vorgenommen werden, und zwar noch vor Eintreffen des Arztes, der nach Möglichkeit sofort zu benachrichtigen ist.

Vorher mit der künstlichen Atmung begonnen wird, muß der Verunglückte von der Einwirkung des Stromes befreit werden. Hierbei ist mit Vorsicht zu Werke zu gehen, da die Berührung des Verunglückten besonders an der bloßen Haut unter Umständen zu eigener Schädigung führen kann. Nach Möglichkeit ist hierzu der Strom abzuschalten; wenn dies nicht möglich ist, sollte man den Verunglückten mittels trockener Decken aufzuheben oder mit einem trockenen Stod wegzuziehen versuchen.

Es ist erstaunlich, wie wenig verbreitet die Kenntnis von den Gefahren des Stromes ist. Wenn trotzdem verhältnismäßig so wenig elektrische Unfälle vorkommen, so ist das nur ein Zeichen dafür, daß die Möglichkeiten durch sorgfältigste Durchbildung der Anlagen und Apparate weitestgehend vermieden sind. Die vorkommenden Unfälle sind in fast allen Fällen auf die Unvorsichtigkeit und den Leichtsinns des Betroffenen zurückzuführen. Wäre sich jeder der Gefahren bewußt, und würde er dementsprechend handeln, so könnten die wenigen vorkommenden Unfälle zumeist auch noch vermieden werden. Folgende Regeln der Unfallverhütung und Belehrung sollten daher Groß und Klein immer wieder eingehämmert werden:

1. Keine schadhafte Schnüre, Drähte, Stecker oder dergleichen benutzen.
2. Nur Apparate mit dem V. D. E.-Prüfzeichen, das eine Gewähr für gute Konstruktion bietet, kaufen und verwenden!
3. Alle elektrischen Apparate nur an den vorgesehenen Handgriffen, nicht an Metallteilen, nicht mit nassen oder feuchten Händen anfassen! Niemals gleichzeitig mit elektrischen Apparaten Gas- und Wasserleitungen oder feuchte Gegenstände berühren (z. B. im Badezimmer)!
4. Niemals an elektrischen Apparaten und Anlagen herumhantieren. Reparaturen nur von Fachkundigen ausführen lassen!

5. Vor allem die Sicherheitsvorrichtungen in bester Ordnung halten. Nie gestickte Sicherungen benutzen!

6. Im Falle eines elektrischen Unfalles Vorsicht bei Berührung der Verunglückten! Nach Befreiung des Verunglückten aus dem Bereiche des Stromes bei scheinbarer Leblosigkeit unter allen Umständen künstliche Atmung einleiten und mindestens ein bis zwei Stunden fortsetzen!

*

Zwei Tage auf Vorposten.

Von Adolf Klein.

12. Komp. Inf.-Regt. 113.

Es war im Oktober 1914, in der Zeit, wo es vom Bewegungstriebe zum Stellungskrieg überging, da sagte unser Heeresbericht: Am 18. und 19. Oktober wurden feindliche Angriffe abgeßlagen. Was war aber für uns alles darin enthalten in diesen wenigen Worten. Vieles, vieles. Wir lagen in Auchy la Bassée in Bereitschaft am 17. Oktober 1914, und zwar unser erster Zug in einem Stall, als gegen Abend Zugführer Vizefeldwebel Jobbich zu uns trat mit den Worten, alles fertig machen. Zug Jobbich hat wieder einen besondern Auftrag. Wir müssen die 10. Kompanie ablösen am Kanal auf Vorposten. Alles schnellste wie elektrifiziert auf. Galt es doch, wieder mit unserem verehrten und tapferen Führer etwas Heißes auszuführen. Er war ja für etwas Besonderes immer zu haben. Wir packten schnell unseren Tornister und fort ging es in die dunkle Nebelnacht hinaus. Raun waren wir aus der Ortschaft draußen, so piffen uns die feindlichen Angstschüsse um die Ohren. An unserem Bestimmungsort angekommen, sollten wir erst richtig informiert werden, um was sich's hier handelte. Die Leute von der 10. Kompanie sagten gleich, hier ist's brenzlich; die englische Artillerie schießt auf kurze Entfernung den Kanal ab, und vor euch ist eine Brücke, diese müßt ihr bewachen, sonst seid ihr verloren. Sie seien froh, daß sie abgelöst würden, denn morgen kommen doch die Franzosen und überrennen euch. Dann verschwanden sie im Nebel. Die erste Gruppe kam am weitesten nach links. In dieser war ich selbst und so am nächsten der Brücke zu. Im ganzen waren wir 28 Mann und ein Maschinengewehr. Das erste war für uns Orientierung. Dann befehlen wir uns in den Schutz Gottes, und nun komme, was kommen mag. Die Nacht ging vorüber, ohne etwas Auffallendes. Am Morgen war der Nebel noch dichter geworden. Wir kauerten fröstelnd in den Schützenlöchern, als sich eine drei Mann starke Engländerpatrouille zeigte. Die Engländer getrauten sich aber nicht über die Brücke

und zogen sich wieder zurück. Wir ließen sie laufen; denn wir sollten nur nichts über die Brücke kommen lassen, und uns vorerst nicht verraten. Als sich der Rebel verzog, fing die Artillerie unserer Gegner an, den Kanal abzuschießen. Aber die meisten Granaten saßen in einem Fabrikgebäude, das 200 Meter hinter uns lag. Am Nachmittag tauchte eine Schützenlinie Franzosen auf und schanzte etwa 200 Meter vor uns. Wir ließen sie in aller Ruhe hantieren. Erst als sie am Abend über den Kanal wollten, wurde das Feuer vom Maschinengewehr und uns eröffnet. Was sich noch in Nacht und Nebel retten konnte, das floh der französischen Linie zu. Die Nacht brach wieder an, von uns aber noch schärfer bewacht, als die vorige. Geschlafen hat keiner. Ohne Zwischenfall wurde es morgen. Der 19. Oktober war noch ärger in Nebel gehüllt als der 18. Im Schutze desselben kam eine Franzosenpatrouille bis auf die Kanalbrücke. Die waren aber erledigt. Um 8 Uhr herum fing die feindliche Artillerie erneut an, zu belten gegen uns, bald auf den Kanal, bald in das Gebäude hinter uns. Die Beschießung dauerte eine, zwei, drei, ja vier Stunden. Gegen Mittag plakten die Geschosse in bedenklicher Nähe. Gegen 1/2 12 Uhr ließ das Feuer dann nach. Wir meinten schon, jetzt ist das meiste überstanden für heute. Die Gedanken weilten schon in der Heimat. Einer meinte, ich möchte doch mal wieder in ein warmes Bett; der andere wünschte etwas Warmes, ganz Gutes zu essen. Plötzlich setzte erneut Artilleriefeuer ein, viel heftiger als zuvor, so daß wir direkt ganz eingedeckt wurden. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als wir merkten, wie der Geschosshagel nach rückwärts verlegt wurde. Ich wollte diesen Augenblick benützen und mal nach den Franzosen sehen. Ein Blick genügte, und ich hatte genug gesehen. Die Franzosen waren im Schutze ihrer Artillerie in dichten Kolonnen vorgekommen und standen nun an der Kanalbrücke. Jetzt hieß es: Ihr oder wir! Ob nun die Franzosen kommen würden? Eine gewisse Unentschlossenheit hemmte zuerst alles. Aber nur für Sekunden. Fast einer Salve ähnlich, ohne Kommando trachten unsere ersten Schüsse in die Reihen der Franzosen hinein. Auf so kurze Entfernung fürchtbare Lücken reißend; jeder abgegebene Schuß erreichte sein Opfer. Wie eine Nähmaschine legte unser Maschinengewehr über sie. Etwa zwanzig Minuten tobte der Feuerkampf, dann war alles entschieden; zitternd schauten wir nach den Franzosen. Alle waren nicht mehr. Sie waren den Heldentod gestorben. Wir beobachteten nun die zusammengeschossenen Kolonnen, aber nichts bewegte sich mehr. Es waren mehrere Kompagnien. Plötzlich kam ein feindlicher Flieger ganz tief über uns hergeflogen und warf Leuchtugeln ab. Das war das Zeichen für ihre Artillerie. Sie

wollte ihre gefallenen Kameraden rächen und hat es auch zum Teil fertig gebracht. Volltreffer auf Volltreffer prasselte auf uns nieder. Schon nach den ersten Granaten hatten unsere Nachbargruppen Tote und Schwerverwundete. Auf einmal war ich direkt in einer Explosion und wurde zur Seite geschleudert; bewußtlos blieb ich liegen. Ich mochte so eine Viertelstunde gelegen haben, als ich wieder zu mir kam; aber ich habe fast nichts mehr gesehen. Das linke Auge war direkt zugenagelt mit einem kleinen Splitter und das Gesicht verbrannt. Ich suchte Schutz bei der Nebengruppe, so gut es ging, wo ich auch verbunden wurde. Als das Artilleriefeuer nachließ, ging ein ebenfalls verwundeter Kamerad zurück und nahm mich mit. Bei der Verbandstation hörte ich und sah, wie gut es mir noch ergangen war. Die Granate hatte sich einen Meter vor mir in den Boden gewühlt und hatte mich samt dem Boden zur Seite geschleudert. Wäre sie richtig krepirt, so wäre ich in Stücke zerrissen worden. Aber wir konnten ja sagen: „Wir waren in Gottes Hut; er liebt ein treu Soldatenblut.“ Von den 28 Mann waren 12 Mann verwundet und drei tot. Auch wurde unser verehrter Hauptmann Freiherr v. Schönau-Wehr verwundet, als er im schwersten Feuer zu seinen im Gefechte stehenden Leuten eilte. Im Feldlazarett sprach er noch das Lob aus für unser Verhalten in der Vorpostenstellung. Von hier aus kamen alle auseinander; die einen nach Deutschland, die andern nach Douai. Ich hatte Pech vorerst. Da meine Verwundung das Augenlicht bedrohte, war ich nicht transportfähig, ich blieb zuerst in Billy-Montigni, wo ich auch operiert wurde von einem Stabsarzt, dem ich meine vollständige Heilung verdanke. Als ich auch transportfähig war, kam ich fürs erste nach Douai. Hier war alles überfüllt, so daß ich in einem von uns übernommenen französischen Hospital unterkam. Hier mußte ich allein in einem Saal mit Franzosen und Schwarzen zusammen drei Wochen aushalten. Da in dem Lazarett nur Franzosen in Uniform und französische Rote-Kreuz-Schwesteren waren, so war es für mich doppelt hart und langweilig. Aber es ging auch vorüber. Eines Tages wurde ich von dem nachschauenden Stabsarzt nach einem Heimatlazarett überwiesen. Wenn ich alles nochmal überdenke, so ergreift mich unwillkürlich die Erinnerung an die lieben Gefallenen, die kurz vorher noch ebenso hoffnungstrotz waren, wie die Ueberlebenden.

*

Die Sonne leuchtet für alle — aber nicht alle vertragen das Licht.

*



Abendfrieden im Park.

Von Kamerad Joh. Schäfer, Karlsruhe.

Im Parke in der Abendstund
Lustwandelt ich allein —
Ganz still lag in der weiten Rund
Der Wald im Dämmerchein.

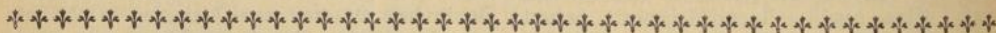
Schon kahl des Waldes Bäume sind
Die Blätter all im Staub —
Es raschelte im Abendwind
Das welke, dürre Laub.

Von schwülen Sommerdüften
Ist nun der Wald jetzt frei —
Es dringt hoch aus den Lüften
Der Raben heisser Schrei.

Nun rasch die Nacht hernieder sinkt,
Noch glüht's im Westen fein —
Und durch die alten Eichen blinkt
Des Vollmonds fahler Schein.

Kein Laut stört hier die Abendruh,
In Andacht steh ich still —
Und sah den Abendsternlein zu,
Das auch schon glänzen will.

Nun wandt ich langsam meinen Schritt
Dem Parktor wieder zu —
Und nahm den Abendfrieden mit
Aus stiller Waldesruh!



Das Brantweingläslein

Von Johann Peter Hebel.

In Unteroffizier trat im „Roten Köhlein“
ein von der Parade. Der Wirt sagt zu ihm:
„Aber den habt Ihr nicht schlecht getroffen heut
in dem Kasernenhof. Was hat er angestellt?“
— „Nicht wahr, ich hab ihn gut getroffen?“ sagte
der Unteroffizier. „Es ist ein ausgeleerter
Spitzbube, gegen den keine Vorsicht hilft. Er ist
imstand und stiehlt Euch ein Rad vom Wagen,
während Ihr darauf sitzt und Wein holt im
Ramstal. Kommt Ihr herein, so habt Ihr noch
drei Räder.“ Der Wirt sagt: „Mir ist keiner

schlau genug. Der ist noch nicht auf der Welt.“
Denn der Wirt war ein wenig dumm. Es ist fast
immer ein Zeichen von Unverstand, wenn man
allein klüger zu sein glaubt als alle andern. Des-
wegen sagte er: mir ist keiner schlau genug. Der
Unteroffizier sagte: „Gilt's einen Taler, er führt
Euch an?“ Der Wirt geht die Wette ein. Nach-
mittags kommt der Soldat mit einem Brant-
weinfläschlein in der Hand und verlangt für einen
Sechser Brantwein. Er habe daheim einen fran-
ken Kameraden. Er hatte aber noch ein anderes
Fläschlein von gleicher Größe und Gestalt in der
Tasche, darin war Brunnenwasser, so viel als
man Brantwein bekommen mag für sechs Kreu-
zer. Als er in das leere Fläschlein den Brant-

wein bekommen hatte, steckte er es zu dem andern in die nämliche Tasche und gab dem Wirt einen Sechser, der war falsch. Als er aber schon an der Türe war, während der Wirt den Sechser umkehrte, ruft er dem Soldaten: „Guter Freund, Euer Sechser ist falsch auf der untern Seite. Gebt mir einen andern.“ Der Soldat stellte sich schrecklich erbozt über den Spitzbuben, der ihm den falschen Sechser gegeben hatte, und zum Unglück habe er keinen andern bei sich. Er wolle aber sogleich einen holen. — „Nein,“ sagte der Wirt, „so ist nicht gewettet. Gebt den Branntwein wieder heraus und holt zuerst das Geld.“ Da stellte ihm der Soldat das Fläschlein auf den Tisch, wo das Brunnenwasser drin war, und ging und kam nicht wieder. Abends kam der Unteroffizier.

„Ei, seid Ihr es?“ sagte der Wirt und lachte aus vollem Halse. „Was gilt's, Ihr wollt mir einen Taler bringen.“ Der Unteroffizier aber lächelte nur, zwar etwas spöttisch, und sagte: „Nein, ich will einen holen. Versucht einmal Euer Branntwein, ob er nicht schmeckt akkurat wie Brunnenwasser.“ Da wußte der Wirt vor Verwunderung und Beschämung nicht, was er sagen wollte. Der Unteroffizier aber sagte spöttisch: „Euch ist keiner schlaue genug.“ Also hatte er den Taler gewonnen, doch durfte der Wirt sechs Kreuzer davon abziehen, was der Branntwein kostete, und bekam, wie das Sprichwort sagt, zum Schaden den Spott.

*

Auf einem Exerzierplatz der Fremdenlegionäre.

Nach persönlichem Erleben geschildert
von Bernhard Geiser, Karlsruhe.

Wenn wir den Namen Fremdenlegion hören, so überläuft uns ein Schauer, den wir bis in das Mark der Knochen zu spüren vermeinen, ist doch der Name Fremdenlegion gleichbedeutend mit Qual, Entehrung, Rechtlosigkeit, Hölle und Ort der Verdammung. Es ist unglaublich, daß trotz aller Aufklärungsschriften mit den herzerbrechendsten Warnungen vor dem Eintritt in die Fremdenlegion der deutsche Zustrom in diese Zone des Sadismus mit jeder Woche zunimmt. Es sei ohne weiteres zugestanden, daß die jungen angeworbenen Deutschen nicht immer in erster Linie den üblen Weg des Legionärsoldaten, den Weg des Todes, selbst gewählt haben. In sehr vielen Fällen werden die Opfer überfallen und verschleppt; diese sind zu bedauern. Diejenigen aber, welche mit voller Ueberlegung und freiwillig in die Fremdenlegion eintreten, sei es als verfolgter Verbrecher oder Unzufriedener mit seinem bisherigen Vaterland,

erhalten während ihres Aufenthaltes in der Legion die verdiente furchtbare Strafe, eine Strafe, die furchtbarer als der Tod ist. Wie oft erlehen sie auf endlosen heißen Marschen einen einzigen Tropfen Wasser, um den vertrockneten Gaumen zu beleben! Der Legionärsoldat muß durch eine Hölle von Qualen, bis ihn endlich der Tod als barmherziger Erlöser aufnimmt.

Die Art der Werbung kann in den meisten Fällen als Menschenraub, bei dem der Alkohol eine entscheidende Rolle spielt, bezeichnet werden. Immer und immer wieder fallen Hunderte ahnungsloser junger deutscher Männer den Hyänen der Fremdenlegion in die Hände. Das Vaterland sieht mit gebundenen Händen zu, wie seine Söhne in ein Meer von Elend gestoßen werden, ohne aber, das muß mit allem Nachdruck gesagt werden, die Kraft und Energie aufzubringen, die schärfsten Gesetze gegen Werber der Fremdenlegion zu schaffen. Andererseits scheint es fast, als müßten alle jungen deutschen Männer zu ihrer eigenen Orientierung einige Zeit sich in Algier und Tunis aufhalten, um mit eigenen Augen die entsetzlichen Greuelthaten zu schauen, die in den Legionsregimentern tagtäglich verübt werden und so einen Begriff bekommen würden, welchen ungeheuren Strapazen der Fremdenlegionär unterworfen ist. Ich bin der festen festen Ueberzeugung, daß dieser Anschauungsunterricht mehr nützen würde, als alle Bücher, Abhandlungen und Vorträge, welche im Laufe von vielen Jahren herausgebracht worden sind! Man sagt so oft im Leben, wenn ich es noch einmal zu tun hätte und wüßte, was ich heute weiß! Dieses „wüßte, was ich heute weiß“ ist eben die Warnung derjenigen gegenüber der Jugend, welche die Dinge am eigenen Leibe verspürt, erlebt oder mitangesehen haben. Aber auch hier gilt der in seinen Folgen so ernste Satz: „Wer nicht hören will, muß fühlen.“

Vorstehende Feststellungen sind nötig, weil wir wissen, daß es immer und immer wieder nötig ist, der großen deutschen Allgemeinheit eine Riesen-Wederuhr hinzustellen, die sie aus gefährlichen Träumereien aufschreckt. Es ist eine Schande, sagen zu müssen, daß leider sehr große Teile unseres Volkes gar nicht fühlen, wie groß die Entehrung überhaupt ist. Daß bis zu 80 Prozent Deutsche in der Fremdenlegion dienen, ist für unser Vaterland eine Schmach, die zum Himmel schreit! Mehr wie bisher muß für Aufklärung gesorgt werden. Leider sündigen die Vereine und Verbände in allererster Linie. Sämtliche Vereinsversammlungen sind zur Aufklärung aller Art zu benutzen. Wir sollen nicht zusammenkommen, um uns über nichtige Dinge zu unterhalten, sondern mit taten und raten sollen wir, zum Wohle unseres Vaterlandes; man braucht sich deshalb nicht gleich mit der „hohen Politik“ zu beschäftigen.

Wir begeben uns nun in das Gebiet der Fremdenlegionäre, Algier und Tunis. Algerien ist ein Gebiet, fast so groß wie ganz Deutschland; es hat einen Flächenraum von rund 479 000 Quadratkilometer; Tunesien einen solchen von 167 400. Es ist klar, daß zur Aufrechterhaltung der Ordnung, mit einer zumeist sehr unruhigen und nicht sehrhaften Bevölkerung, große militärische Streitkräfte nötig sind. In Tunesien allein sind 500 000 Bewohner Nomaden. Wenn man weiter weiß, daß von allen französischen Kolonien Algerien und Tunis allein das Mutterland unabhängig vom Ausland machen und diese beiden Kolonien als Kornkammer Frankreichs anzusprechen sind, ist es begreiflich, daß letzteres alles aufbietet, und sei es mit dem verworfensten Mittel, um diese beiden Kolonien in der Abgabe der Landesprodukte flüssig zu erhalten. Zum Schutze der Karawanen und Eisenbahnen, welche tief aus dem Innern des Landes die Produkte und Rohstoffe, wie z. B. Gummi, Elfenbein, Wolle, Felle, Straußfedern, Goldsand, Datteln, Getreide, Olivenöl usw. nach der Küste befördern, sind ebenfalls Truppen erforderlich, die auf viele Etappenstationen des großen Landes verteilt sind und fast ständig mit den verwegenen Eingeborenen in harte Kämpfe verwickelt sind. Wieviel deutsches Blut zur Erhaltung des französischen Kolonialreiches geflossen ist, vermag kein Mensch auch nur annähernd anzugeben. Aber nicht nur durch strapazenreiche Märsche und schwere Kämpfe wird der Legionär schwer mitgenommen, er hat selbst im sogenannten Ruhequartier keine Ruhe und Raft, geschweige Erholung.

Wir befanden uns seinerzeit mit den deutschen Schiffszungen- und Kadettenschulschiffen „Charlotte“ und „Stoß“ auf einer Mittelmeerreise und sollten als erste deutsche Kriegsschiffe, nach 1870/71, französische Häfen anlaufen. Unser Besuch galt Algier, Tunis, Oran, den satfam bekannten Plätzen der Fremdenlegion. Während wir in Algier weniger Gelegenheit hatten, uns bei der Fremdenlegion umzusehen, waren wir um so mehr in Oran in der Lage, diese Truppe bei ihrem Exerzieren gründlich zu beobachten. Unser Schiff liegt in der Bai von Tunis, schlingert und stampft sich in der sehr starken Dünung die Seele aus dem Rumpf; der Landgang wurde aber, trotz Aussicht auf Kenterung der Boote, möglich gemacht. Beim Anlandfahren verschwinden unsere Boote in der starken Dünung, so daß von Land und unserem Schiff zeitweise nichts zu sehen ist. Mit äußerster Vorsicht schleppt uns das Dampfboot an Land. Die Beurlaubten haben die Ruder eingelegt, um überhaupt vorwärts zu kommen. Es war einer der gefährlichsten Landgänge, die wir mitmachten; mehr oder weniger waren die Landfahrer patifnach, aber die afrikanische Sonne sorgte rasch für das Trocken. Die Beurlaubten trennen sich; ein Teil fährt nach Oran,

ein kleiner Trupp, darunter auch ich, wendet sich zu Fuß nach rechts und schlägt nördliche Richtung, dem zerstörten Karthago zu, ein. Wir Landgänger tragen die leichte, schneeweiße Tropenuniform, denn die Sonne brennt mit ungefähr 35—40 Grad auf uns nieder. Immer näher kommen wir der Spitze der sich vor uns ausstreckenden Halbinsel. Plötzlich hören wir scharfe französische Kommandos und glaubten, eine Truppe ist unterwegs. Das Ungewisse klärt sich bald auf; wir sehen einzelne kleine Gruppen exerzierender Fremdenlegionäre in einem unebenen, steinigen, kahlen Gelände mit einer darüber stehenden flimmernden Hitze. Das Übungsgelände zieht sich um den Hügel, auf dem einst das berühmte Karthago stand und woselbst sich die unansehnlichen Ruinen zu sehen waren. Hier haben wir nun gründlich Gelegenheit, einen tiefen Blick in die Fremdenlegion zu tun. Es war in der Tat kein erhebender Anblick für uns blutjunge Soldaten, aber wer vermag es zu sagen, für was es — gut war.

Wie war die exerzierende Truppe gekleidet? — Sie war angezogen, als ginge es in ein Wintermanöver, und dies unter sengender, afrikanischer Sonne, die ihre Strahlen fast senkrecht zur Erde sendet. Zu dieser unsinnigen Bekleidung trat noch die vollständig feldmarschmäßige, sehr schwere Verpackung, welche die Legionäre nach vorne überbeugen ließ. So wurde in dem kahlen und sehr steinigen Gelände exerziert, aber nicht etwa nach den Regeln eines deutschen Exerzierreglements! Was wir hier sahen, war Menschenschinderei, Sadismus! Fast volle zwei Stunden verfolgten wir die Übungen. In dieser ganzen Zeit gab es weder ein Halten mit dem darauffolgenden „Rührt euch,“ oder sonst irgendeine Pause. So mancher Legionär drehte mit einem unglücklich milden Gesichtsausdruck seinen Kopf nach uns; wie viele deutsche Brüder mögen unter ihnen gewesen sein! Die Leute dampften wie im vollsten Schweiß befindliche Arbeitspferde. Wir sehen mehrere stürzen; mancher bleibt vor Ermattung liegen; mit Fußtritten wird nachgeholfen. Einige Offiziere stehen abseits und feuern durch Zuruf die Unteroffiziere an. Nach allen Richtungen wird der Platz durchgemessen; in einem wahren Steinmeer läßt man die Abteilungen dukende Male hinwerfen, um sie aber sofort wieder vorwärts stürzen zu lassen. Immer und immer wieder fällt einzelne Leute; es ist wie in einem Gefecht, wo die Stürmenden vom Feuer des Feindes gefällt werden. Daß es in diesem erbärmlichen Exerziergelände nicht ohne schwere Verletzungen abging, ist begreiflich. Es war ein unmenschlicher Anblick für uns, und die Eindrücke, welche sich tief in die Seele ingraben, sind bis heute noch nicht ausgelöscht. Die exerzierende Truppe bestand nicht nur aus jungen Legionären, sondern es waren viele ältere, härtige Männer unter

ihnen, welche vielleicht sehr spät auf den steinig und dornigen Weg der Fremdenlegion gerieten, oder solche, die infolge harter Strafen zur längeren Dienstzeit verurteilt waren. Wegen der geringfügigsten Vergehen werden die Legionäre zu den furchtbarsten Strafen verurteilt. Mit Abscheu kehren wir dieser Stätte den Rücken.

Deutscher Bruder und Jungmann, der du vielleicht in Unkenntnis oder Verblendung mit dem Gedanken des Eintritts in die Fremdenlegion spielst, ich wünsche von Herzen, du hättest Gelegenheit, einer exerzierenden Fremdenlegionärtruppe zuzusehen, wie sie sich im Wüstenlande, zu Tode ermattet, fast verstmachtend, herum- oder vorwärtschleppt! Der Gedanke, dieser Truppe anzugehören, wäre bei dir endgültig verfliegen. Der Fremdenlegionär gilt bei seinen mehr als fragwürdigen Vorgesetzten als recht- und ehrlos. Grund genug, diese Truppe wie die Pest zu meiden! —

*

Der Mann mit dem Los 43571.

Skizze von Georg W agener.

Seit zwanzig Jahren schon gehörte ihm der Platz an der Ecke der Schildergasse und der Herzogstraße. Er war mit dem Sipo dort ebenso gute Freund wie einst mit dem „Blauen“. Nur seine Kunden bereiteten ihm Kummer.

Eines Tages, als ich mir wieder bei ihm die Stiefel putzen ließ, schüttete er mir sein Herz aus: „Ach, wissen Sie, früher war das besser mit uns. Damals trugen die jungen Leute alle blaue Anzüge und gingen mit ihren Mädchen auf dem Wall spazieren. Da durfte kein Körnchen Staub auf der Hose oder auf den Stiefeln sitzen, und ich hatte dauernd Arbeit. Heute aber haben sie entweder diese plumpen, kurzen Dinger an, deren Namen ich mir nie merken kann, oder helle Hosen und Schuhe, auf denen der Staub ruhig sitzen darf, weil man ihn nachher im Kino doch nicht sieht.“ Sorgenvoll wiegte er den grauen Kopf zum Takt seiner Bürste.

Ein paar Wochen später war er bedrückter als je. „Nanu, wo fehlt's?“ — „Ach, Herr, meinen Jungen haben sie entlassen, weil in der Fabrik keine Arbeit mehr für ihn ist. Nun sitzt er zu Hause mit Frau und drei Kindern und soll sie von dem füttern, was sie ihm auf dem Arbeitsamt in die Hand drücken. Das Schlimmste aber ist der Müßiggang. Der bringt den besten Menschen auf dumme Gedanken.“ — „Na, der Zustand wird nicht lange dauern. Sicher bekommt er bald wieder Arbeit. Jetzt im Frühjahr.“ — „Meinen Sie wirklich? Ach, Herr, ich glaube es nicht recht.“

Kurz danach puht er mir die Schuhe mit forschendem Schwung. „Nun,“ fragte ich, „Ihr Sohn hat wohl Arbeit bekommen? Man merkt es an

Ihrem Bürstenstrich, daß Sie eine Sorge los sind.“ — „Nein, das nicht. Er feiert noch immer. Aber ich bin leichtsinnig geworden und unter die Lotteriebuben gegangen. Ich habe mir bei der Lotterie ein ganzes Los genommen.“ Er lachte über den Witz, den er gemacht zu haben glaubte, und ich lächelte als alter Kunde rücksichtsvoll wieder. Da wurde er gesprächig: „Ja, sehen Sie, die Sache war so. Meine Frau trifft kürzlich eine Bekannte, die sie seit einem Jahr nicht gesehen hat. Die beiden fragen hin und her: Wie geht's, wie steht's? — ‚Schlecht‘, sagt meine Alte, ‚der Junge hat keine Arbeit und sitzt nun da mit der Frau und den drei Würmern. Wenn ich nur wüßte, wie



lange das dauern soll!“ — ‚D‘, meint die andere, ‚das können wir bald erfahren. Kaufen Sie sich ein Viertelpfund guten Bohnenkaffee. Dann kochen wir bei Ihnen zu Hause ein Tasse, und aus dem Saß sage ich Ihnen die Zukunft.‘ Meine Frau überlegt nicht lange, gibt ihre letzte Haushaltsmark aus und kocht der anderen einen guten Kaffee. Und was meinen Sie, was nun geschieht? Die andere trinkt den Kaffee, stiert in den Saß hinein, macht Augen, wie ein Mondkalb und sagt: ‚Es schimmert gelb in der Tasse, der Kaffeesaß wird zu Goldstaub, spielen Sie in der Lotterie. Sie werden das große Los gewinnen. Ich sehe eine Vier, eine Drei, eine Fünf und das Gesicht eines alten Mannes. Das kann nur Ihr Mann sein. Hängen Sie sein Alter an die Zahl 435 und nehmen Sie das Los.‘ Dann trinkt die Frau zum Lohn die ganze Kanne guten Kaffee aus und geht. Vom Jungen ist gar nicht mehr die Rede gewesen. Meine Alte schwört Stein und Bein, daß die andere recht behält, und ich glaube es jetzt auch. Also habe ich mein letztes Geld zu-

jammengekragt, das Los 43 571 gekauft und warte auf den Reichtum.“

Der alte Stiefelpuher lachte, und ich lachte aus Mitleid mit: „Na, viel Glück. Wer puht mir aber die Stiefel, wenn Sie das große Los gewonnen haben?“ — „Hoho! Keine Sorge, den Platz gebe ich deshalb nicht auf.“

Eine Woche lang war ich verreist und sah meinen alten Freund nicht. Als ich dann wieder zum erstenmal meine Schuhe seiner Bürste anvertraute, war er wortfarg und schien niedergeschlagen. „Nanu,“ wunderte ich mich, „Anwärter auf das große Los und dann so traurig?“ Er schwieg und widmete sich ganz meinen Schuhen.

Dann unterbrach er plötzlich seine Arbeit und sah zu mir auf: „Herr, kaufen Sie mir das Los ab.“ — „Warum denn das?“ — „Ich brauche die zwanzig Mark, die es gekostet hat, dringend.“ — „Aber, Mann, Sie gewinnen doch demnächst das große Los.“ — „Dann ist es zu spät. Ich glaube auch nicht mehr an das große Los. Kaufen Sie es mir doch ab.“ — „Aber, mein Lieber, wenn Sie selbst nicht an die Prophezeiung der Frau mit dem Kaffeesatz glauben, wie soll ich ihr da vertrauen? Außerdem können Sie nicht von mir verlangen, daß ich am 23. des Monats noch zwanzig Mark habe, um mir ein Los zu kaufen. Behalten Sie es doch.“ Er schüttelte den Kopf: „Ich muß es verkaufen.“ Er tat mir leid, doch konnte ich ihm nicht helfen und ließ ihn mit seinen Sorgen allein.

Zwei Tage danach machte die Erkrankung eines Kollegen meine vertretungsweise Versetzung in eine kleine Stadt im Osten notwendig. Ich verließ den Stiefelpuher und sein Los.

Erst ein halbes Jahr später stand ich zum erstenmal wieder an der Ecke der Schildergasse und der Herzogstraße. Doch der Platz dort war leer. Da ging ich zum Sipo, seinem Freund, der noch in alter Frische die weißbehandschuhnten Hände durch die Luft sausen ließ: „Verzeihen Sie, Herr Wachtmeister, wo ist der Stiefelpuher dort geblieben?“ — „Verschwunden.“ — „Nanu! Wie denn das?“ — „Geben Sie acht. Sie werden hier noch überfahren. In fünf Minuten löst mich der Kollege ab. Wenn Sie so lange an der Ecke warten wollen, erzähle ich Ihnen die traurige Geschichte.“

Kurz danach ging der Wachtmeister neben mir die Schildergasse hinunter: „Daß der Alte ein Los gekauft hatte, ist Ihnen wohl bekannt. Hat er es Ihnen angeboten? Schade, daß Sie es nicht kauften. Wissen Sie, warum er unbedingt Geld haben mußte? Weil sein arbeitsloser Sohn durch ein Schwindelmanöver in einer Woche die Unterstützung doppelt empfangen hatte und angezeigt werden sollte, wenn er die 19 Mark nicht sofort zurückgab. Das konnte er aber nicht, weil das Geld schon längst in fünf hungrige Mägen gewandert war. Da ließ er zum Alten: ‚Gib mir die 19 Mark, oder sie sperren mich ein!‘ Der Stiefel-

puher hatte noch ein paar Groschen in der Tasche: ‚Junge, was hast du gemacht! Ich kann dir das Geld nicht geben.‘ Dann fiel ihm das Los ein: ‚Ich werde es verkaufen. Morgen sollst du das Geld haben.‘

Nun wissen Sie, warum er das Los verkaufen mußte. Sie haben es nicht genommen, ich hatte kein Geld. Da kam spät am Abend noch ein Fremder, es muß ein Ausländer gewesen sein, und ließ sich die Stiefel puhen. Der kaufte das Los und der Alte rannte gleich zu seinem Jungen in die Erststraße. Es war zu spät. Die Polizei hatte ihn schon geholt.

Der Alte sah am anderen Tage zusammengebrochen auf seinem Schemel dort an der Ecke. Ich fragte ihn, was ihm fehlte. Da erzählte mir die Geschichte mit seinem Jungen: ‚Wachtmeister, jetzt kann das Los nicht mehr gewinnen. Ich müßte sonst verrückt werden!‘

Er ist verrückt geworden, denn das große Los fiel auf die Nummer 43 571.

Der Besitzer, der Ausländer, hat sich aber nicht gemeldet. Eines Tages verschwand der Alte: ‚Ich muß den Mann finden, der das große Los hat.‘ Seine Frau hat den Wahnsinnigen nicht halten können. Jetzt suchen wir sie beide, ihn und den Mann mit dem großen Los, der nichts davon weiß.“

*

Das Zeichen.

Von Hermann Burte.

Der Geiger schwieg: er hatte nichts gegeben. Zwar wirbelten die Finger, flog die Hand, Doch fiel sein Spiel zu Boden wie der Sand, Man hörte keinen Fall, empfand kein Beben.

So wie der Webestuhl das bunte Band
Schob er die Noten weiter, ohne Leben,
So schoß das Wasser durch den Leerlauf neben
Den Schaufeln durch und die Turbine stand.

Warum ergriff er dich, o Seele nicht?
Du wolltest doch am liebsten Ton dich haben
Wie wohl ein Reh in Wintersnot am Futter.

Gedulde dich, bis aus den Tönen spricht
Ein Herz in Weh und Wonne: Rünfte haben
Den Schmerz als Vater und die Lust als Mutter.

*

Man sollte nicht sagen: Ich denke, also bin ich — sondern: Ich bin, weil ich empfinde!

Dem Manne kann man vertrauen, der sich selbst zu bekämpfen vermag.

*

Leutnant A. Mayer,

Jäger zu Pferd Nr. 5.

Der nachfolgende Artikel stammt aus dem „Neuen Wiener Journal“ vom 9. 8. 27. Die in demselben geschilderte „unbekannte Episode aus dem Weltkriege“ ist in allen ihren Einzelheiten bekannt, da es sich um den Verlauf der Patrouille des Leutnants Albert Mayer vom 5. Preuß. Jägerregiment z. Pf. vom 2. 8. 14 handelt, welche sowohl von französischer wie von deutscher Seite durch Zeugenaussagen bis in ihre Einzelheiten kargestellt ist. Die französischen Schilderungen stammen aus einem im Jahre 1917 bei Fayot u. Co. in Paris erschienenen Buch: „Le Mensonge du 3. Août 1914“; die deutschen aus den Aussagen der heute noch lebenden Teilnehmer der Patrouille. Der in der Erzählung genannte Jäger Johann Platt ist leider bisher nicht aufzufinden gewesen. Nachfragen in dem in den Stammrollen aufgeführten Heimatsort Breddin waren erfolglos.

Nachstehend seien die Abweichungen wiedergegeben, die sich durch die Zeugenaussagen ergeben:

Der damalige Brigadier hieß Rancenet, nicht Konceret.

Nördliche Grenze des Sectors: Grandvillars-Suarce.

Leutnant Mayer hatte nach Aussage aller noch lebenden vernommenen Patrouillenteilnehmer seinen Pallasch in der rechten Hand, mit welchem er auf einen Mann des französischen Doppelpostens, auf welchen die Patrouille zuerst traf, einhieb (durch französische Zeugenaussagen bestätigt).

Daß der Leutnant Mayer etwa in dem kurzen Zeitraum (50 Meter), bis die Patrouille auf den Posten des Korporal Peugeot stieß, den Pallasch verloren oder weggeworfen und den Revolver aus der Revolvertasche herausgeholt habe oder wie der französische Bericht besagt: sich „auf den Hals des Pferdes niederbeugt, den Säbel in der einen, den Revolver in der andern Hand“ auf den Posten losgeritten sei und in dieser Haltung, also doch mit der linken Hand auf den Korporal drei Revolvergeschüsse abgefeuert haben soll, erscheint nicht nur nicht glaubhaft, sondern gänzlich ausgeschlossen für jeden im deutschen Reiterdienst bewanderten Soldaten.

Leutnant Mayer kann also den Korporal Peugeot nicht „mit einigen Revolvergeschüssen niedergestreckt haben, vielmehr ist dieser in der begreiflichen Verwirrung der Mannschaften des Postens, von den Kugeln der letzteren getroffen worden.

Diese Feststellung ist besonders deshalb von Wert, weil auch auf dem Denkmal, welches dem Korporal Peugeot auf dem Schauplatz des Renkontres errichtet und welches im Jahre 1921

von Poincaré enthüllt wurde, eingemeißelt steht: „..... a tué ici à coups de revolver.“

Die Angabe, daß Rancenet den Leutnant Mayer niedergeschossen haben soll, ist erfunden. Leutnant M. wurde wahrscheinlich durch einen Schuß des Korporals P. in die Schläfe getroffen und stürzte etwa 200 Meter weiter auf der Chaussee tot vom Pferde. Der Brigadier Rancenet war zu dieser Zeit am Rande von Zoncherey und feuerte mit einigen abgefeierten Dragonern auf die querselbein reitenden Jäger.

Hierbei wurden zwei Pferde, diejenigen der Jäger Grigo und Platt getötet. Beide Rei-



Leutnant A. Mayer

ter flüchteten zu Fuß in das nahe Gehölz. Ueber die Gefangennahme des Jägers Platt erzählt Rancenet selbst in einem Brief, dessen Inhalt in obengenanntem französischen Buch wörtlich wie folgt ausgeführt wird:

Rancenet erzählt, wie der abgeworfene deutsche Reiter sich in den Wald geflüchtet hat und nach Verlauf einiger Zeit wieder herausgekommen ist, indem er auf sein gefallenes Pferd zuging. R. warf sich auf den Mann, es kam zum Faustkampf. Der Reiter Brun, Bettkamerad R.'s, kam hinzu und half ihm, den deutschen Reiter zu überwältigen und nach dem Dorf zu bringen. Die Familie Berret in Zoncherey, bei der R. einquartiert war, erinnert sich genau, daß er seinen Kampf mit dem Deutschen erzählt hat, daß sein Rock ziemlich stark aufgetrennt und sogar zerrissen und sein Tragriemen entzwei war.

Nach den Aussagen von Schwadronskameraden war Platt Rekrut und hatte kaum durchschnittliche Größe, war also keineswegs ein Riese von 1 Meter 85 Zentimeter!

Dem Brigadier Rancenet soll der Ruhm, als erster Franzose im Weltkrieg einen Deutschen gefangen eingebracht zu haben, nicht geschmälert werden. Wenn aber dem Franzosen diese Tat als „das Symbol des Kriegserfolges“ erscheint, so bleibt für uns unser Leutnant Albert Mayer, welcher als erster Deutscher im Weltkrieg an der Spitze seiner Patrouille von feindlicher Kugel getroffen fiel, das Symbol des schneidigen draufgängerisch echt deutschen Reiteroffiziers, dessen letzter Ruf war: „Jetzt drauf und durch.“

*

Luftrüstungen in aller Welt.

Ueber die Luftrüstungen sämtlicher Staaten der Welt veröffentlicht die soeben erschienene Zeitschrift „Die Luftwacht“, Heft 12, eine erschöpfende Uebersicht. Daraus ergibt sich, daß auf der ganzen Welt insgesamt 11 600 Kriegslflugzeuge (aktive Streitkräfte und Reservestreitkräfte) vorhanden sind. Von dieser Zahl sind allein 8815 Flugzeuge, also mehr als zwei Drittel des Gesamtbestandes, im Besitz der europäischen

Mächte. Mit großem Vorsprung hält nach wie vor Frankreich mit 2560 Flugzeugen die Spitze vor den Vereinigten Staaten von Amerika (1640 Flugzeuge) und vor dem britischen Reich (1590 Flugzeuge). Italien rangiert mit 1000 Flugzeugen vor der Sowjetunion (700), Spanien und Japan je 600, Polen 500 und Tschechoslowakei 450 Flugzeuge. Ueber 100 Kriegslflugzeuge besitzen ferner: Belgien 230, Brasilien 230, Rumänien 180, Türkei 150, die Schweiz 140, Portugal und die Niederlande je 120 und Schweden und China je 100. Mit je 10 Flugzeugen stehen Afghanistan, Albanien, Bolivien und Persien am Schluß der Tabelle, abgesehen von Deutschland, Oesterreich, Ungarn und Bulgarien, die gar keine Luftstreitkräfte besitzen. Um Deutschland herum sind den unmittelbar angrenzenden Ländern 5220 Flugzeuge gruppiert.

Und wie lautet die Präambel zu Teil V des Versailler Vertrages? „Um den Anfang einer allgemeinen Beschränkung der Rüstungen aller Nationen zu ermöglichen, verpflichtet sich Deutschland zur genauen Befolgung der Bestimmungen über die Abrüstung.“ Den Erfolg dieser Bestimmung des Versailler Vertrages zeigt die obige Zusammenstellung: Es wird weitergerüstet!

*



Ehrenmal der 169er in Lahr

Auf dem schönen Lahrer Bahnhofplatz errichteten die 169er ihrem Regiment und seinen Toten ein wichtiges Ehrenmal. Auf einfachem Sockel erhebt sich ein 7 1/2 m langer Löwe, der sich wie zur Verteidigung aufrichtet; ein treues Sinnbild der 169er, die mit Löwenmut ihre Heimat verteidigten. Dieses künstlerisch ausgeführte Monument ist eine Zierde der Stadt Lahr. Das Werk ist eine Schöpfung des bekannten Künstlers, Bildhauer Franz Siefert, Lahr, der schon viele markante Denkmäler geschaffen hat.